

LUFTIBUS LÖWENZAHN

auf seiner Flugfahrt durch das
Blumenreich

Dichtung von Harry Maasz-Lübeck



Mit Bildern von Franziska Schenkel

Verlag für Volkskunst und Volksbildung
Richard Keutel, Lahr in Baden





15-307

LUFTIBUS LÖWENZAHN

auf seiner Flugfahrt durch das
Blumenreich

Dichtung von Harry Maasz-Lübeck



Mit Bildern von Franziska Schenkel

Verlag für Volkskunst und Volksbildung
Richard Keutel, Lahr in Baden

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1928

by

Verlag für Volkskunst und Volksbildung,
Richard Keutel, Lahr in Baden.



Satz, Druck und Einband von der buchtechnischen Abteilung des
Verlags für Volkskunst und Volksbildung, Richard Keutel, Lahr in Baden.
Das Buch wurde einheitlich in der von Professor Cissarz entworfenen Latein-Schrift gesetzt.

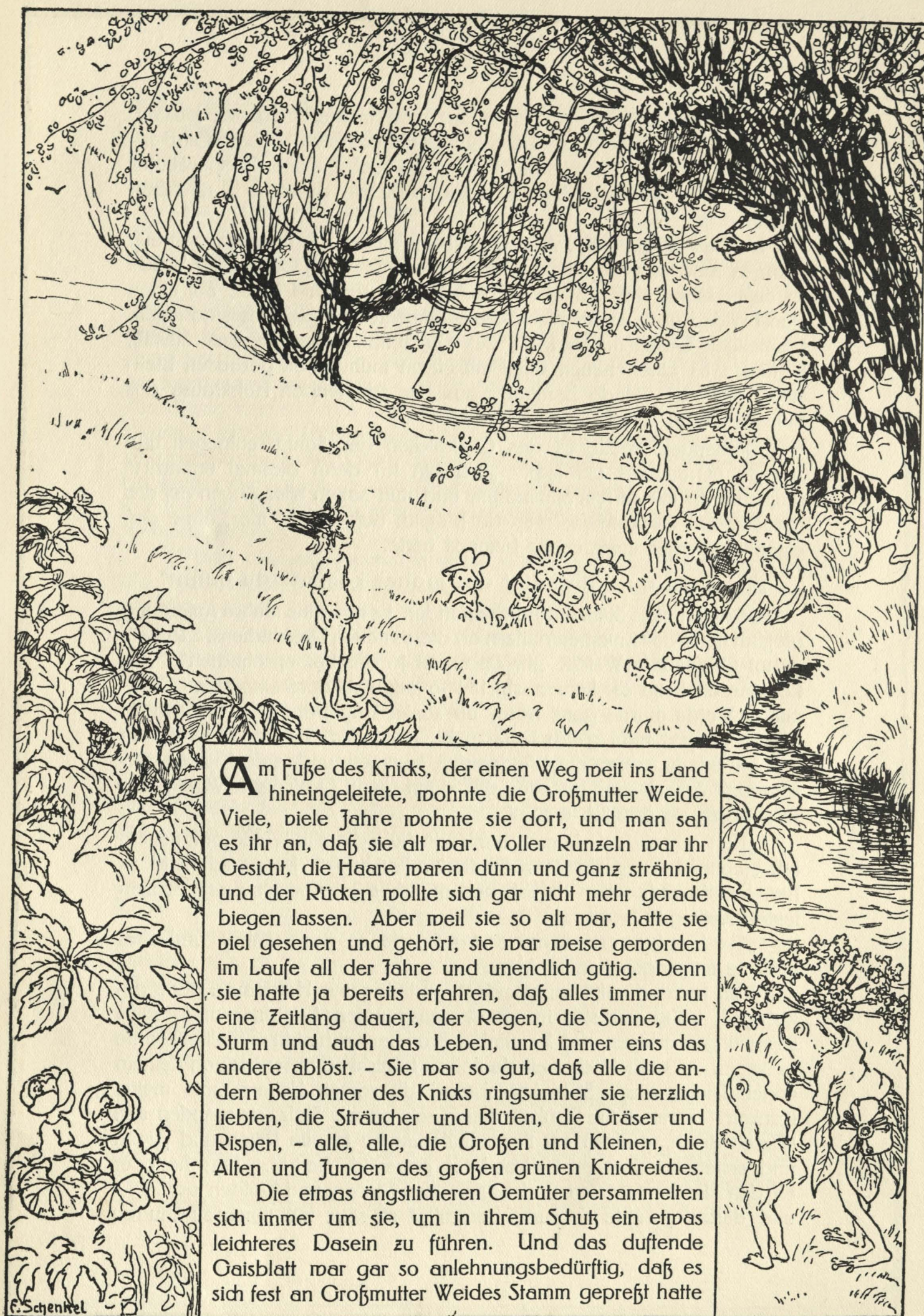
Luftibus Lömenzahn

Ein Blumenmärchen

Der lieben Nieschen
an ihrem 14. Geburtstag.
(8. November 1929)
Liebes.

Aus den Erlebnissen Lömenzähnnchens!

	Seite
Lömenzähnnchens Erwachen bei den Knickbembornern	6
Was ein modernes Elfenkind mit seinem Flugzeug alles erleben kann	7
Vom Sommerabschiedsfest bei König Eisenhut und Königin Herbstsonne und kleiner Leute großer Hilfe	12
Tante Martjes Gartenbemborner und Christroses Wintertraum	14
Wie Mummelchen und Rös'chen ein indisches Schwesterchen bekamen	20
Ein kleiner Luftpilot kriegt Reisefieber und fährt zum Johannisfest .	24
Von Grasnägelchens Heimat und ihren Schicksalen	26
Wie es einem kleinen Eindringling ergehen kann	30
Jugend- und Lebenserinnerungen des ehrwürdigen Papa Stachelbart	31
Mutter Sonnenblumes Not um ihrer Kinderlein Zukunft	38
Prinzeßchen Ungedulds Irrfahrten durchs Leben	42
Lömenzähnnchens Flug zum Himmelsgarten	47
Warum die kleinen Safrane nicht mehr in den Himmel durften . . .	49
Von mißgünstigen kleinen Teufeln und ihrer Kunst	50
Lömenzähnnchens bestrafte Neugier	52
Wie die Goldweide an den Wiesenweiherr kam	55
Warum Mutter Natur kleine weiße Schneebeeren schafft	59
Was die Windgeister von fernen Ländern zu erzählen müssen	61
Die Rose der Menschen	62
Vom Sonntagskind Apfelblüt und seiner Hochzeit	66
Stiefmütterchens Geschichte	69
Wie das häßliche Elfelein im Enzianhaus doch noch zu seinem Glück kam	72
Kleiner Blumenkinder große Schicksale bei den Menschen	76
Blumenseelen fliegen ins Heimatland	80



Am Fuße des Knicks, der einen Weg weit ins Land hineingeleitete, mochte die Großmutter Weide. Viele, viele Jahre mochte sie dort, und man sah es ihr an, daß sie alt war. Voller Runzeln war ihr Gesicht, die Haare waren dünn und ganz strähnig, und der Rücken wollte sich gar nicht mehr gerade biegen lassen. Aber weil sie so alt war, hatte sie viel gesehen und gehört, sie war weise geworden im Laufe all der Jahre und unendlich gütig. Denn sie hatte ja bereits erfahren, daß alles immer nur eine Zeitlang dauert, der Regen, die Sonne, der Sturm und auch das Leben, und immer eins das andere ablöst. - Sie war so gut, daß alle die andern Bewohner des Knicks ringsumher sie herzlich liebten, die Sträucher und Blüten, die Gräser und Rispen, - alle, alle, die Großen und Kleinen, die Alten und Jungen des großen grünen Knickreiches.

Die etwas ängstlicheren Gemüter versammelten sich immer um sie, um in ihrem Schutz ein etwas leichteres Dasein zu führen. Und das duftende Gaisblatt war gar so anlehnsbedürftig, daß es sich fest an Großmutter Weides Stamm gepreßt hatte

und seine zarten Blätterhändchen ihn nicht wieder freigeben mollten. „Du hast es gut,“ sagte die schlanke Glockenblume, deren Glockenknöspchen stark im Winde schwanken, „du kannst deine Knospenkinder in Großmutter Weides Schutz aufwachsen lassen, da werden sie schon gedeihen.“

Und als es gar keine Antwort bekam, merkte Glockenblümchen auf, denn es war ihr ganz ungemohnt. Da sah sie, daß Großmutter Weide so aufmerksam, daß sie gar nichts anderes sah und hörte, auf einen Punkt blickte ganz in der Nähe des Brombeerstrauches, dieses dornigen, brummigen Gesellen. Und als das Glockenblümchen genauer hinsah, bemerkte es einen neuen Gast mit einem wundervoll gezackten Blattkleid, der sich gerade bemühte, aus der schützenden Halskrause das Blütenköpfchen zu befreien.

Goldengelb reckte es das Gesichtchen der Sonne entgegen und schaute verwundert um sich. „Wo bin ich denn diesmal erracht?“ fragte es da mit zartem Stimmchen, und nun sahen aller Augen auf das goldengelbe Gesichtchen, was da plötzlich aufgetaucht war, ohne daß eigentlich vorher einer etwas bemerkt hätte.

„Wer bist du, wie heißt du, woher kommst du denn?“

So riefen viele Stimmen durcheinander. Es war eine wahre Aufregung plötzlich unter den Knickbewohnern ob dieses neuen Gesichtchens. „Ruhe“, gebot Großmutter Weide, „ihr erschreckt ja das Lömenzähnnchen“. „O, Lömenzahn heißt es, Lömenzahn!“ So riefen sie durcheinander. Großmutter Weide wurde ganz böse, ob soviel Ungebärdigkeit und schalt: „Wenn ihr jetzt nicht gleich Ruhe gebt, nehme ich euch nicht wieder in meinen Schutz, wenn die Windgeister kommen und eure Kleider zerzausen.“ Schnell war da alles still, denn wenn Großmutter Weide das sagte, war sie ernstlich erzürnt.

„Nun sag mal, du Lömenzahnkind“ hub die alte Weide von neuem an, „woher kommst du denn in diesem Frühling?“ Lange schon ist es her, seit du dich sehen liefst, und manches Jahr verging seit deinem letzten Aufflug.“

„Sie kennt es, sie kennt es,“ misperte es rings umher, und alles lauschte mit angehaltenem Atem.

Nun hatte das Lömenzähnnchen endlich seine Halskrause ganz gelöst, sah lustig um sich in all die gespannten Gesichter und tat so übermütig überlegen, daß Brummbar-Brombeer sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Du Kiekindierrwelt da unten, tu nicht so naseweis von deinem engen Platze aus. Sieh her, kannst du soweit klettern, wie meine Ranken?“ Denn seine Ranken waren sein ganzer Stolz, sie wanden sich überall durch, guckten mit ihren Blütenaugen in alle Ritzen und Fugen und erstatteten Brummbar-Brombeer getreulich Bericht. Das hatte er all den kleinen Gräsern und Blüten, den Rispen und Dolden voraus, – und darum glaubte er auch, berechtigt zu sein, mit ihnen zu knurren

und zu brummen, denn: „darin liegt meine Würde“, pflegte er zu sagen. -

„Kannst du fliegen?“ fragte da statt aller Antwort Lömenzahn mit zartem Stimmchen zurück. „Fliegen können nur Vögel und Insekten“, brummte Brombeer. „Warum fragst du so töricht?“

„Nur Vögel und Insekten?? Wie einfältig du sprichst! Hörtest du nie etwas vom Flugzeug? Das man sich bauen kann, um in ihm den Vögeln gleich durch alle Länder und über alle Meere zu fliegen?“

„Hört, wie es redet,“ flüsterte es rings im Kreise, „wie der weitgereiste Vogel selbst, der so selten bei uns rastet.“ Und jetzt rief es wieder im Chor: „Was weißt du vom Fliegen?“ Und erstaunt fragte das Lömenzähnhchen: „Ja, habt denn ihr kein Flugzeug, macht denn ihr zur Sommerszeit keine Reisen, kennt denn ihr nicht das Blumenreich mit dem König Eisenhut und der Königin Herbstsonne? Kennt ihr nicht das Elfenland mit den Duftblumen, - saht ihr nie Mummelchen und Rös'chen im Nixenteich und den Papa Stachelbart am Wallgraben? Wart ihr nie bei Frau Sonnenblume in der Großstadt, und erlebtet nie das Johannisfest mit all den Blütenschwestern und Basen, die von allüberall zusammenkommen?“ - -

„Welche Namen, welche Sprache, wie groß ist die Welt“, staunten die Unwissenden des Knickreiches, die Jahr um Jahr am gleichen Platze standen und hier ihr kleines Leben lebten, Jahr um Jahr das gleiche.

„Erzähle, erzähle“ baten alle, sodaß das Lömenzähnhchen ganz verlegen wurde. Ihm war das alles ja geläufig, überall war es mit seinem Flugzeug hingekommen und hatte mit seinem Fallschirm überall Station gemacht. - Nun mochte es gar nichts mehr sagen, es wollte doch die andern nicht kränken mit seinem Mehr-Wissen und konnte nicht ahnen, daß sie kein Flugzeug hatten und keine Reisen machten.

„Erzähle nur“ half ihm Großmutter Weide in seiner Verlegenheit. „Die Grenzen des Knickreiches sind eng, und nie kamen alle die, die du hier siehst, über diese Grenzen hinaus. -“

„Ich selber sah dich zuletzt vor etlichen Jahren. Du standst hier, strahlend im Sonnenlicht wie heute. Aber bald packte dich das Reise-
fieber. Das wurde immer stärker, immer in dir, sodaß du bald blasser und blasser wurdest. Und eines Morgens, mich hatte gerade Frau Sonne geweckt, sah ich gerade noch, wie du dein Flugzeug putzt, deinen Fallschirm entfaltetest und dein Flugzeug gen Süden richtetest. Ich war ganz erschrocken damals, du aber winktest mir noch fröhlich zu. Erinnerst du dich noch?“

„Sehr gut sogar,“ fiel Lömenzahn ein.

„Das war damals meine erste Fahrt wieder“,

nachdem ich einige Jahre hier in der Umgegend gelebt hatte. Zuerst hatte ich einen Strauß mit den Windgeistern zu bestehen. Sie wollten mich zu Boden drücken. Ich aber schlug ihnen ein Schnippchen und segelte mit dem Winde. Da mußten sie herzlich lachen und schon



hatten mir Freundschaft geschlossen. „Wohin die Fahrt?“ fragte ich und sie sagten mir: „Zum Sommerfest ins Blumenreich, komm mit! Da gibt es viel zu sehen.“

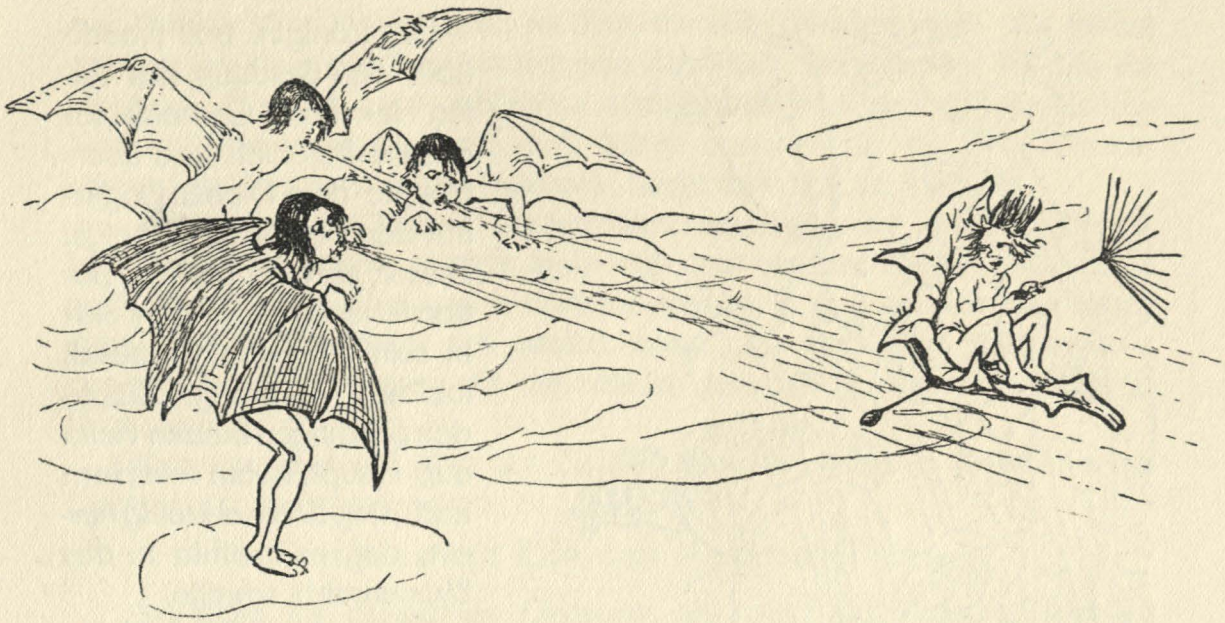
Und wir flogen und flogen. Es wurde Nacht und wieder Tag und der zweite Abend wollte kommen. Da sah ich im Strahl der Abendsonne ein tausendfaches Leuchten. Und wie ich näher kam, war es das Blütenreich von Eisenhut dem 12., der den Thron dieses herrlichen und üppigen Blumenreiches inne hatte.

Er regierte mit Sanftmut und Gerechtigkeit sein vielfarbiges Volk der Blumen und war ein dankbarer Herrscher, so daß ihn alle lieb hatten.

Eine aber war unter den Blumen, die war ihm besonders gut. Sie war von lieblicher Anmut und ihre Gestalt war so wunderbar anzuschauen, daß alle Blumen in der Nachbarschaft sich vor ihrer Schönheit in Ehrfurcht und Andacht neigten. Sie trug ein goldgelbes Gewand, so golden und leuchtend wie die Sonne am Himmel, und so geschah es, daß ihr all die Blumen im Blumenreich den Namen Herbstsonne beilegen.

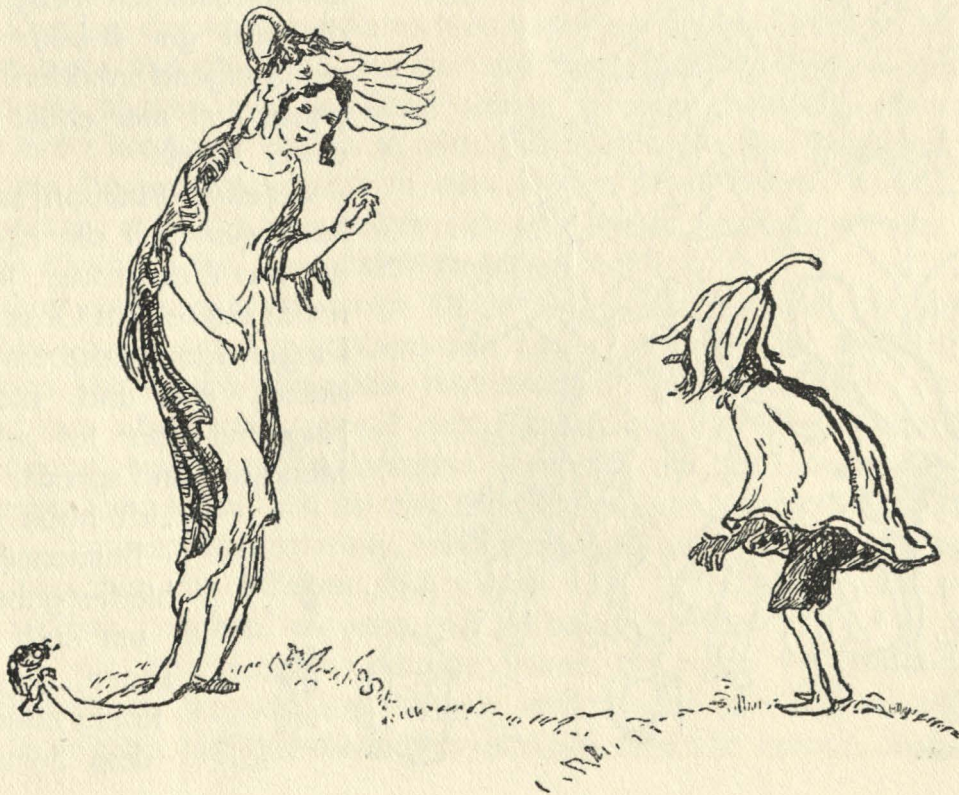
Herbstsonne wurde bald die Gemahlin des Eisenhut, und es gab ein herrliches Hochzeitsfest, welches viele Wochen hindurch dauerte und bei dem alle Blumen des Reiches ihre schönsten Gewänder trugen.

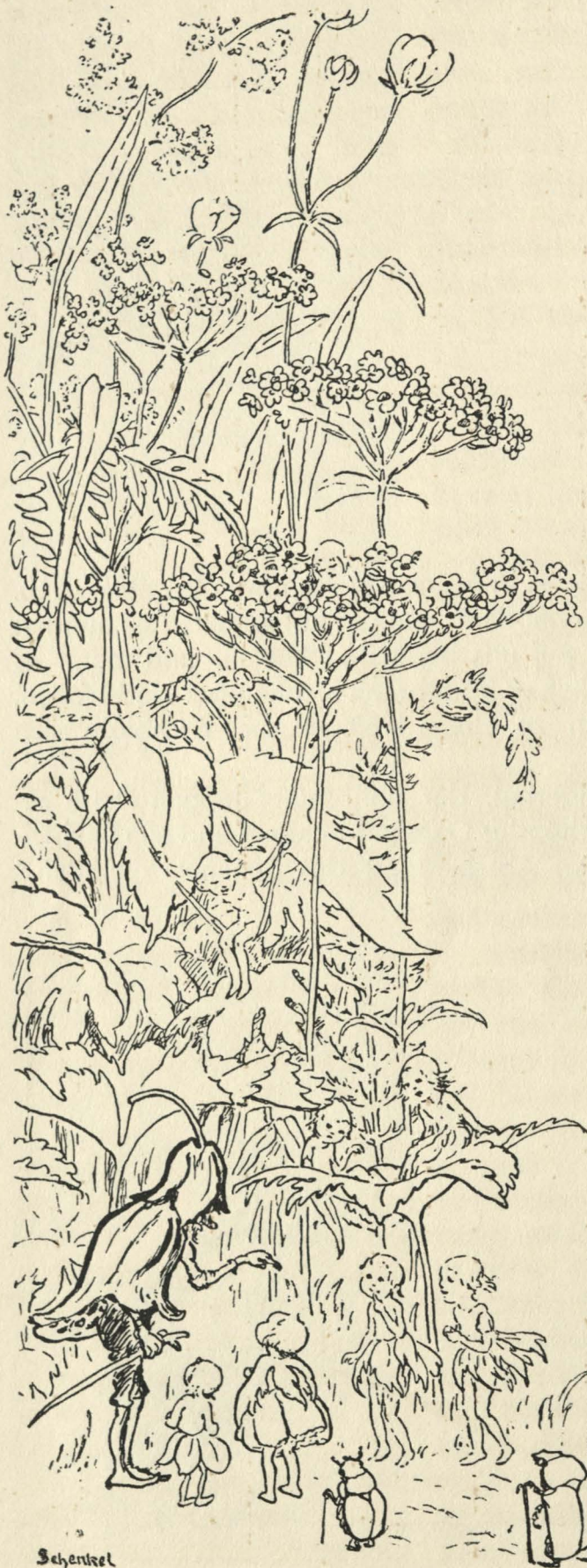
Der König, dem dieses fröhliche und herrlich farbige Hochzeitsfest wohlgefallen hatte, wollte seinen Untertanen, bevor er seine Reise in ferne Länder antrat, als Dank für alle ihre Fröhlichkeit, ein noch schöneres Fest bereiten, und da er ein gerechter Herrscher war, dachte er dem scheidenden Sommer ein Abschiedsfest zu geben. Er befahl seine Gemahlin zu sich und sprach also: „Liebe Herbstsonne, wir wollen dem getreuen braven Sommer ein Abschiedsfest geben, das so



schön und herrlich sein soll, wie es in meinem Reich noch nie gewesen ist. Der Sommer hat treu und unermüdlich seine Pflicht erfüllt, fast hundert Tage lang ließ er die Sonne auf uns herniederscheinen, und wenn es des Guten zuviel geworden, ließ er fruchtbaren Regen über Nacht fallen, so daß alle unsere Untertanen zu einem kräftigen und reichblühenden Volk geworden sind.

Sage meinem Diener Fingerhut, der von seiner langen Reise zurückgekehrt ist, er möge sein schönsten Gewand anlegen und alle Blumenelfen des Reiches zum großen Abschiedsfest des Sommers einladen.“





Die Königin, voll Freude über den Beschluß des edlen Herrn und Gemahls, tat wie ihr befohlen und überbrachte dem Diener Fingerhut den Befehl des Königs. Dieser, erfreut über das bevorstehende Fest, warf sich in sein schönstes Gemand, welches er besaß, stülpte den prächtigen blauen Helm aufs Haupt, nahm sein Horn und stieß dreimal kräftig hinein, daß es meithin in das Blumenreich schallte.

Kaum aber war der letzte Laut verklungen, da schlüpfen auch schon die zarten kleinen Elfchen aus den Blütenkelchen heraus und begannen einen gar lustigen, übermütigen Reigen, schlugen Purzelbäume vor Freuden, tanzten und sangen und stimmten mit ihren zarten Instrumenten Weisen an, die sich gar lieblich und mohlklingend anhörten. Die ganze Luft war erfüllt von dieser Musik.

Auf einen Wink von Fingerhut ließen sich die Elfchen auf die Erde nieder, jedes nahm auf seinem Grashalm Platz und gaukelte übermütig darauf auf und nieder. Fingerhut aber tat seinen Mund auf und sprach:

„Ich habe euch Blumenelfen hierher gebeten, um euch zu sagen, daß der König Eisenhut dem Sommer

ein Abschiedsfest geben will, zu dem ihr alle geladen seid. An jenem Abend, an dem der Sommer von uns Abschied nimmt, mögt ihr alle erscheinen. Bereitet eure schönsten Gewänder vor und übt eure lieblichsten Weisen, denn es gilt dem lieben Sommer für all den Sonnenschein, den er uns in so reichem Maße brachte, zu danken.“

Als solches die Elfen vernommen, verneigten sie sich vor Fingerhut, gaukelten fröhlich einige Male auf und ab und wirbelten alsdann hoch in die Luft. Der ganze Himmel strahlte in den herrlichsten Farben ihrer bunten Kleidchen, rot, violett, blau, gelb und grün, und es war prachtvoller anzuschauen als die Säle in dem Schloß einer orientalischen Prinzessin.

Nur eins war still und vor Grimm in sich gekehrt in ihre Blüte am Gartenzaun zurückgekrochen.

Das war die Elfe des Nachtschattens.

Sie legte ihr purpurnes Gewand ab, warf sich einen schwarzen Schleier über und flog mit Windeseile zur Höhle des Nebels.

Beim Nebel saß die Dunkelheit und beide waren voll Zorn über die Botschaft des Nachtschattens, denn sie alle waren die ärgsten Feinde des sonnigen Sommers und des bunten lustigen Blumenreiches.

Als die böse Nachtschattenelfe berichtet hatte, was Fingerhut verkündete, beschlossen alle drei das Fest zu zerstören.

Nachtschatten sollte dem grauen Nebel und der schwarzen Dunkelheit das Tor zum Blumenreich öffnen, und dann wollte das Paar sein böses Werk ausführen. Sie gaben sich die Hand zum Versprechen und schieden mit Neid und Mißgunst in ihrem Herzen voneinander.

Der Tag des Abschiedsfestes war herangekommen. Früh am Morgen schon hatte der glückliche Sommer die Sonne an den Himmel gesteckt, denn die Blumen alle im Reich sollten in der schönsten Laune sein, und ihre Gewänder sollten in den prächtigsten Farben strahlen. Das war ein Flüstern ringsumher in den Blüten. Die Elfen putzten und schmückten sich und jede suchte sich aus ihrem Schränkchen das herrlichste Kleid in den herrlichsten Farben.

Auf einem grün-goldenen Thron saß König Eisenhut der Zwölfte im blauen Gewand mit purpurnen Litzen und Kragen, und ihm zur Rechten hatte seine Gemahlin Herbstsonne Platz genommen. Ihr Gewand war eitel Gold und auf dem Haupte trug sie ein kupferfarbenes mit Saphir und Korallen besetztes Diadem. In der Sonne funkelten blühende Diamanten, die ihr der Morgentau zum Abschied dargebracht hatte. Prinzessinnen in rosa, hellblauen und gelben Kleidchen kamen und brachten der Königin ihre Grüße dar, und bunte Falter waren von weither geflogen, um das Fest zu verschönen.

Als der Abend kam und die Sonne im roten Festgewand am Himmel stand, begann ein Klingen und Singen die Luft zu erfüllen. Aus jeder Blüte des Blumenreiches schlüpfte eine Elfe hervor, so köstlich

anzuschauen wie die Farben eines Regenbogens und so zart wie die Flügel einer Libelle. Millionen Elfen schwirrten in der Luft, sie tanzten Ringelreihen und zogen zwei zu zwei bis an den Thron der Königin, verneigten sich und jedes sprach sein Verslein, wie es im Reich der Blumen und der Sonne von alters her Brauch war.

Tagfalter und Abendfalter schwirrten von Blüte zu Blüte und brachten dem König und der Königin süßen Honig und abendlichen Tau zur Erfrischung. Da, - als alles in schönster Farbenpracht strahlte, als die Elfen ihre Loblieder sangen und musizierten auf Harfen, Geigen, Gitarren und Mandolinen, verdunkelte sich plötzlich die Sonne, und aus der Ferne näherte sich etwas wie eine graue Nebelwolke. Näher und näher kam es herangezogen mit langen grauen Schleppen. Das war der böse Nebel, dem die Nachtschattenelfe in das Tor zum Blumenreich Einlaß gewährt hatte. Hinterher kam die Dunkelheit und breitete ihr schwarzes Gewand über all die lustigen Gäste aus.

Ein kalter Windhauch wirbelte die armen kleinen Elfen durcheinander und es wurde im Blumenreich so dunkel, daß keines derselben ihre Blüte niederfinden konnte.

Alles flüchtete und schrie mirr durcheinander und der König und die Königin gerieten über diesen Verrat in einen argen Zorn. Als er eben seiner Leibgarde den Befehl gegeben hatte, die verwirrte Festgesellschaft zu beruhigen, tauchten am Himmel viele kleine rote Lämpchen auf, die näher und näher kamen. Aus den vielen wurden Hunderte, Tausende, ja Millionen. Die ganze schwarze Luft war davon so erfüllt, dass es plötzlich taghell wurde, als all die Lämpchen in das Blumenreich geflogen kamen. Eines dieser Lämpchen ließ sich vor den König und die Königin führen und sprach also: „Du lieber König, du sanfte Königin, wir erhielten Kunde von dem schrecklichen Verrat, den die Nachtschattenelfe an euch verübt hat, indem sie dem Nebel den schönen Plan dieses herrlichen Festes verraten hat. Wir Lampenpflanzen, die wir euch und den Sommer innig lieben, haben Rat abgehalten und haben uns entschlossen, den Nebel und die Dunkelheit mit unseren Laternen zu bekämpfen. Da unsere Laternen aber zu klein sind, fürchteten wir nicht genug Licht in euer Blumenreich zu bringen, und so beschlossen wir einen Sendboten nach den japanischen Schwestern zu schicken, damit sie helfen, unseren Kampf siegreich zu Ende zu führen.“

Nun sind wir mit unseren japanischen Schwestern, welche große Laternen tragen, hier und bringen euch Licht, damit ihr das Sommerabschiedsfest herrlich zu Ende führen könnt. Wir bringen Grüße von all den Wildblumenelfen und wünschen euch Gesundheit und langes Leben, auf daß ihr noch lange weiter regieret in eurem Blumenreich. Unter solch einem König und unter solch einer Königin, wie ihr es seid, müssen all die herrlichen Blumen um euch herum zu sonnigen fröhlichen Untertanen werden.“



Darauf verneigte sich die Laternenelfe und trat zurück. Unter den Blumenelfen, die sich von ihrem Schreck erholt hatten, brach lauter Jubel aus und aufs neue stimmten sie ihre Instrumente zu lustigen Weisen.

Der König aber, gerührt ob dieser Hilfe, erhob sich von seinem Thron, faßte die Königin bei der Hand und sprach also: „Hört alle ihr Blumenelfchen in der Runde, diesen Laternenelfchen, die von weither, ja sogar aus dem Blumenreich des fernen Japan hergekommen sind, um uns zu beschützen, spreche ich meinen königlichen und euren Dank aus.“

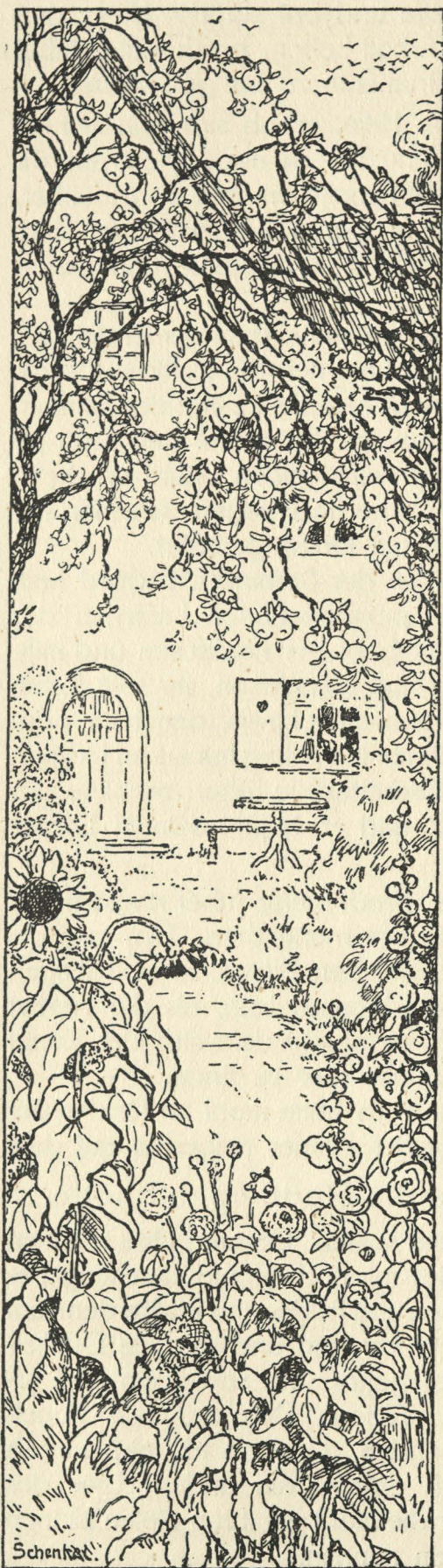
Dann zu der riesengroßen Schar der Laternenelfchen gemendet, die im großen Kreis mit ihren roten glühenden Laternen die festliche Gesellschaft umstanden, sprach er mit lauter, vor Dankbarkeit zitternder Stimme: „Bisher habe ich euch, geliebte Schwestern, nicht geachtet und nicht für würdig befunden, euch in mein Blumenreich einzureihen. Eure unscheinbaren weißen Blüten, die in dichtem Laub versteckt lagen, schienen mir zu gering, und darum habe ich euch keinen Einlaß gewährt.

Heute aber, an diesem Tage, an dem der Sommer Abschied hält, in dieser Nacht, wo ihr mir mit euren wunderschönen Laternen das Fest so verherrlicht, wo ihr mich beschützt habt vor neidischen und mißgünstigen Feinden, will ich euch in mein Reich aufnehmen, ihr sollt fortan den schönsten Platz in meinem Blumenreich einnehmen, damit ihr noch manche Nacht und manchen grauen garstigen Herbsttag mit euren Lichtern herrlich schmückt. Der schnöden Nachtschattenelfe aber verbiete ich fortan den Aufenthalt in meinem Reich,“ und er befahl seinem Diener Fingerhut, sie auszumeisen.

Als der König ausgesprochen hatte, brach lauter Jubel ringsum aus und in den fröhlichen Reigen traten die Laternenelfchen. Das war ein Leuchten und ein Funkeln im Gras und auf den Blüten, in den Wegen und in den Lüften, und erst als der graue Morgen kam, als der Herbst mit gelbem Blättermagen ins Land zog, verabschiedete sich der König und die Königin und der bunte Festesreigen war zu Ende. - -

„Das war ein wunderpolles Fest und ich hätte wohl im Reiche der Blumen bleiben mögen, wenn mir nicht der Diener Fingerhut auf dem

Blumenfest von seiner Reise in die Stadt erzählt hätte, in der ganz wunderbare Dinge geschehen sollten. Darum putzte ich mein Flugzeug, wartete günstigen Wind ab, lies mir noch einmal den Weg beschreiben und fuhr los. Ich flog über Wiesen und Felder und mußte dann am Ufer eines Sees Halt machen, weil die Nacht kam und die Fee Dunkelheit alles unter ihren schwarzen Mantel nahm. Ich schlief ein und ermachte bald wieder von wundersamen Tönen. Das war kein Vogelkonzert, das war Musik von Menschenhänden. Und als ich mich umsah und nach den Tönen horchte, sah ich drüben am andern Ufer des Sees tausend Lichter blinken. Das war die Stadt mit ihren vielen kleinen Sonnen, die dort die Menschen Lampen nennen.



Nun hatte ich die Richtung wieder und fuhr weiter, immer weiter bis an einen Garten am Ende der Stadt, dort, wo grüne Kuhweiden liegen und gerade der Herbst seinen Einzug hielt. Der Garten aber gehörte Tante Martje, von der mir Fingerhut im Blumenreich schon erzählt hatte.

An den Bäumen hing goldenes Laub und die wenigen Äpfel, die da oben in der Spitze des Baumes auf und ab schaukelten, waren schon schrumplich geworden. Der alte Gärtner hatte sie vergessen. Nun warteten sie geduldig auf den Tag, wo ein toller Sturmwind sie herunterschüttelte, und freuten sich darauf, daß sie auch in dem warmen Apfelkeller wohnen durften solange, bis Tante Martje sie in die gemütlich warme Stube holte, wo sie dann auf einer silbernen Schale, die mitten auf dem Tisch stehen sollte, liegen konnten. Da sollte es zu gemütlich sein, hatte der Gärtner zur Magd gesagt.

Die vielen schönen bunten Blumen waren schlafen gegangen und nur wenige Asten mit blauen, roten und weißen Federhüten standen hinter dem Buchsbaum, und vor den dicken Georginen mit ihren rot und weiß gesprenkelten Blüten, die wie ganz neue wunderschöne Gummibälle ausahen, nickten traurig vier goldgelbe Ringelblumen und wischten sich eben den Schlaf aus den Augen. Sie waren noch müde.

„Wie kalt es heute morgen ist,“ flüsterte da etwas unter dem alten Hollerbusch. Es war die Leberblume, die in einen dicken dunkelgrünen altmodischen Mantel eingehüllt war. Mit diesem Mantel schützte sie ganz sorgsam ihre schlafenden Blüten, denn

sie war besonders stolz darauf, die herrlichen blauen Sterne, die sie in großer Anzahl hervorzauberte, dann leuchten zu lassen, wenn alle anderen Blumen noch den Winterschlaf schliefen.

„Ist es nicht besser, Schwester Christrose,“ flüsterte sie, „wenn wir uns auch schlafen legen?“

„Schon seit vielen Tagen weht ein garstiger kalter Wind, daß mir die Hände und Füße zittern und die Zähne klappern. Sonst leuchtete wohl noch die liebe Sonne in unseren Winkel, aber seit gestern kümmert sie sich nicht mehr um uns. Wenn sie doch wenigstens ein Paar ihrer tausend Strahlen über den Gartenzaun schicken möchte, um uns zu erwärmen.“

Aber dazu ist sie wohl zu faul oder sie ist böse mit uns gemorden – was meinst du, Schwester Christrose? Ich habe keine Lust, noch länger mit den kalten Kröten, den Käfern und den Schnecken in diesem dunklen Winkel zusammen zu leben. Komm, laß uns schlafen gehen, dann sehen wir von dieser elenden Welt nichts mehr.“

„Elend nennst du diese Welt? O du undankbare Schwester, wie kannst du so von unserer herrlichen schönen Erde sprechen,“ antwortete die Christrose, „dabei bist du die schönste im ganzen Garten. So blau wie deine Blütensterne sind all die andern Blüten nicht.“

Die ersten lauen Sonnenstrahlen wecken dich aus deinem langen Winterschlaf und dann besuchen dich die Bienen und Hummeln, und die vielen bunten Falter kommen geflogen, noch schwach und lahm vom kalten Winterlager und stärken ihre Flügel und Glieder an deinem Honig. Solltest du nicht dankbar sein, daß dir der liebe Gott ein solch herrliches blaues Kleid gegeben, blauer als der Sommerhimmel und blauer noch als die Seen unserer Berge? Und kommen nicht immer, wenn du blühst, die kleinen Kinderchen und pflücken von deinen blauen Sternen und winden daraus einen herrlichen blauen Geburtstagskranz für den Napfkuchen der guten lieben alten Tante?! Wie undankbar du bist, liebe Schwester, nein, schäme dich! Wer ein solch herrliches Gemand trägt wie du, wer so von allen Menschen geliebt wird wie du, der sollte immer dankbar sein, auch wenn die Sonne einmal nicht mehr in deine Ecke scheint.

Und sieh in jene Gartenecke unter den Jasminstrauch, siehst du nicht dort die vielen kleinen zarten Schwestern, denen im ganzen langen Frühling und Sommer die Sonne nicht einmal eine Stunde ihren Besuch gemacht hat? Der Mensch hat ihnen den Namen Unkraut gegeben, rupft sie aus und wirft sie in die Abfallecke, damit sie sterben und zu Erde werden. Ich hörte einmal, wie der alte Gärtner mit dem grauen Bart, du kennst ihn doch noch – jetzt ist er schon zwei Jahre tot – sagte: „Daraus machen wir die schönste Blumenerde.“

Ja, liebe Schwester, diese kleinen zarten Schwestern sind trotzdem immer dankbar. Sie freuen sich über jedes kleine Sonnenfleckchen auf dem Jasminstrauch und blühen vom Frühling bis spät in den Herbst hinein.“

Aber die Leberblume mollte davon nichts wissen, sie blieb undankbar. Und als die Christrose weiter erzählen mollte von der Schönheit der Welt, zog sie ihren altmodischen dicken Mantel enger an, verkroch sich in einen Laubhaufen, den der Wind soeben zusammengefedt hatte, und legte sich zum Winterschlaf nieder.

Nun stand Christrose allein unter dem Holderstrauch und freute sich darüber, wie die liebe Sonne mit den gelben Herbstblättern spielte, wie sie die alten Äpfel dort oben am Zweig neckte und wie sie die grossen Federhüte der Asten am Buchsbaum mit goldenen Farben anmalte. Lange silberweisse Spinnenfäden kamen von irgendwoher geflogen, setzten sich an Zweigen und Blättern fest und ließen sich vom leisen Wind wieder aus dem Garten tragen.

Es kamen Falter mit prachtvollen Uniformen aus Nachbars Garten geflogen, setzten sich auf die weissen Bälle, gaukelten zu den Ringelblumen und sogen mit ihren langen Rüsseln den klaren Morgentau von den Grashalmen. Wespen nagten von den vertrockneten Pflaumen, die im Rasen lagen, und Meisen hämmerten mit ihren spitzen Schnäbelchen Sonnenblumenkerne aus den verblühten Scheiben. Das war ein prächtiger Herbsttag.

Tante Martjes Garten war wie mit lauter Gold übergossen und erst als die Sonne unter den großen Kastanienbäumen unterging, als sie noch einmal über die Wolken am Himmel ihren kirschroten Strahlenschleier ausbreitete, legte sich Christrose fröhlich schlafen.

Viele solcher goldenen Herbsttage waren dem Garten noch beschert, dann kam Sturm mit Regen und kalten Nächten und fegte die letzten goldenen Blätter von den Zweigen.

Rotbraune glänzende Kastanien mit schneeweissem Schild purzelten von den großen Kastanienbäumen und sprangen vor lauter Übermut vom Weg auf den Rasen, und auch die verhußelten Äpfel traten ihre Reise in Tantes geliebten Keller an.

Da legte sich Christrose ganz in ihr warmes molliges Winterbett und fiel in einen tiefen, tiefen Winterschlaf.

Viele Tage und Wochen mochte sie wohl geschlafen haben,
da huschte aus dem Laub ein kleiner Kobold.

Einen Mantel hatte ihm die Waldrebe gemacht aus silberweissen Federn ihrer Fruchtstände und auf seinem Haupte leuchtete eine kirschrote Pudelmütze. Die hatte er sich aus dem Hutladen von Meister Pfaffenhütchen im Weidenknick gekauft. In der Hand hielt er einen Stab aus Bocksdorn.

Leise schlich er sich in Christroses Bett, setzte sich ans Kopfeude und berührte mit seinem Bocksdornstab die Stirn der schlafenden Christrose.

Da träumte sie einen schönen langen Traum.

Sie stand am sanften Abhang eines riesengrossen Berges mitten zwischen vielen, vielen, bunten Blumen. Ein blauer Himmel lag über ihr

und Schmetterlinge gaukelten in den Lüften mit rot und blau schillernden riesengroßen Schwingen, die wie Gold, Edelsteine und Perlmutter in der Sonne funkelten. Adler kreisten hoch oben um die Spitzen der Berge und muntere Gamsen kamen über Steingeröll gesprungen, daß es eine Lust war. Als sie so ihres Lebens sich freute, kam ein kleiner Mann mit einer grauen Hornbrille des Weges daher. Er trug eine große grüne Botanisiertrommel an einem breiten grünen Band über seiner linken Schulter, hielt in der linken Hand ein weißes Schmetterlingnetz und in der rechten Hand ein kleines dickes Buch, in das er ab und zu seine Hornbrille tief hineintauchte.

Als der kleine Mann Christrose sah, stieß er einen Freudenschrei aus, nahm einen kleinen spitzen Spaten, den er am Ledergürtel trug, bückte sich und grub sie mit all ihren Wurzeln sorgfältig aus. Das machte er so geschickt, daß er keines ihrer feinen Würzelchen verletzte. Nachdem der kleine Mann sie durch seine großen Brillengläser noch einmal recht freundlich angesehen hatte, blätterte er in seinem Buch nach, nahm sein Notizblatt, kritzelte einige fremde Namen hinein und packte Christrose sodann in weiches feuchtes Moos sorgfältig ein. Dann wurde sie in die grüne Botanisiertrommel gelegt, und es ward dunkel um sie herum, wie in einem Keller, in dem keine Fenster sind.

Wie lange sie in dieser Dunkelheit zugebracht, konnte sie sich nicht entsinnen. Aber es war sehr lange, soviel mußte sie schon, denn als sie ausgepackt wurde, waren viele von ihren zarten Blüten schon faltig und braun geworden.

Einen halben Tag lang stand sie in einem großen Saal mit anderen Blumen zusammen. Dann wurde sie von einem anderen Mann mit langem grauem Bart sorgfältig in einen Garten gepflanzt.

Schöne fruchtbare Erde legte man an ihre Wurzeln und der Mann mit dem grauen Bart sagte: „Du sollst es gut haben in meinem Garten, ich will dich lieb haben und pflegen, damit du viele schöne Kinderchen bekommst mit viel herrlicheren Blüten als du sie selber hast und ich will sie erziehen, daß sie allen Menschen Freude machen.“

Und so geschah es, wie der liebe alte Mann gesagt hatte.

Christrose stand geduldig an ihrem schattigen Platz und wurde bei der Pflege groß und kräftig.

Dann kam der Winter und sie wurde warm eingepackt in frisches braunes Laub, und als der Frühling in den Garten gezogen kam, leuchteten ihre hellen, weißen, zarten Blüten fröhlich in den Himmel hinein.

Täglich besuchte der liebe alte Mann mit dem langen grauen Bart die Christrose und da geschah es eines Tags, daß er in einen großen Topf eine andere Schwester brachte, die hatte große dunkelpurpurrote Blüten und war so herrlich anzuschauen wie die Abendröte.

Christrose verneigte sich vor ihrer Schönheit und errötete leise vor Freude über diesen unerwarteten Besuch. „So,“ sprach der liebe alte

Mann und nahm einen weichen Pinsel aus seinem Kasten: „Nun will ich von dem Blütenstaub dieser deiner schönen Schwester auf deine Blüten übertragen,“ sprach und tauchte den weichen Pinsel in den gelben Pollen der dunkelpurpurroten Schwester und tauchte alsdann die mit goldenem Staub bedeckten Haare sanft in die Blüte der Christrose.

Ein leiser lieblicher Schauer überlief unsere Christrose, sie hörte die herrlichsten Melodien und von den Bäumen fielen bunte Blüten zur Erde - es war der Christrose Hochzeitstag heute.

Treulich bewachte nun der liebe alte Mann unsere Christrose. Er bedeckte sie mit einem Kasten aus feinstem Gestebe, damit kein böser Geist ihr etwas zuleide täte. Täglich kam er, um ihre Blüten zu bewundern, er streichelte sie mit zarter Hand und sprach die liebevollsten Worte mit ihr. Er schützte sie vor Sturm und Regen, und wenn es gar zu trocken wurde, gab er ihr aus einer schönen silbernen Kanne helles klares Wasser zum Löschen ihres Durstes.

Viele Wochen waren ins Land gezogen und die Vögel verkündeten den Sommer. Da waren viele, viele Samenkörner in dem Fruchtknoten der Christrose herangewachsen und reif geworden.

Der liebe alte Mann mit dem grauen Bart sammelte sie und säete sie in einer schönen roten Schale aus, stellte sie in ein liches marmes Glashaus zu anderen prachtvollen Blumen und siehe da - da wuchsen all die kleinen minzigen Kinderchen der Christrose heran. Sie wurden groß und stark, und als sie viele grüne Blätter hatten, durften sie bei der lieben Mutter draußen im Garten sein.

Wieder kam ein Frühling ins Land gezogen, der schönste, den die Christrose je erlebt hatte. Alle ihre Kinder blühten und ihre Blüten waren rosa, rot und dunkelpurpurrot, sie waren so schön, daß alle Insekten von weit und breit herangeflogen kamen, und Menschen, viele Menschen kamen und blieben vor Verwunderung stehen und staunten über diese wundervollen Farben.

Unsere Christrose aber war nie glücklicher gewesen als in diesem Frühling. -

Der kleine Kobold mit dem silberweißen Federkleid und der kirschroten Mütze hatte seinen Bocksdornstab zur Seite gestellt, rieb sich vergnügt die kleinen Hände und verschwand ganz leise wie er gekommen. -

Es wurde kalt im Garten der alten guten Tante Martje, Schneeflocken fielen vom Himmel und lange Eiszapfen hingen vom Gartenhaus herab, sie reichten fast bis an die Erde. Dann kam das schöne Weihnachtsfest, und als viele, viele Wochen vergangen waren, wehte aus Südwesten ein lauer warmer Wind.

Christrose konnte nicht mehr schlafen. Der Taumind hatte sie geweckt, und als sie um sich blickte - was war das! Da waren ihre Blumen aufgeblüht, viele schöne rote Blumen, sie waren durch den Schnee gebrochen und lagen nun wie große rote Blutstropfen auf einem schlohweißen Bettlaken.



Christrose sah sich verwundert um.

„Ich hatte doch weiße Blüten?“ meinte sie.

Doch nein, das war ja alles nur ein Traum. Das war ja meine Mutter, die ehemals am Abhang des Berges stand, wo Adler kreisen und bunte schillernde Falter um bunte Blumen gaukeln.

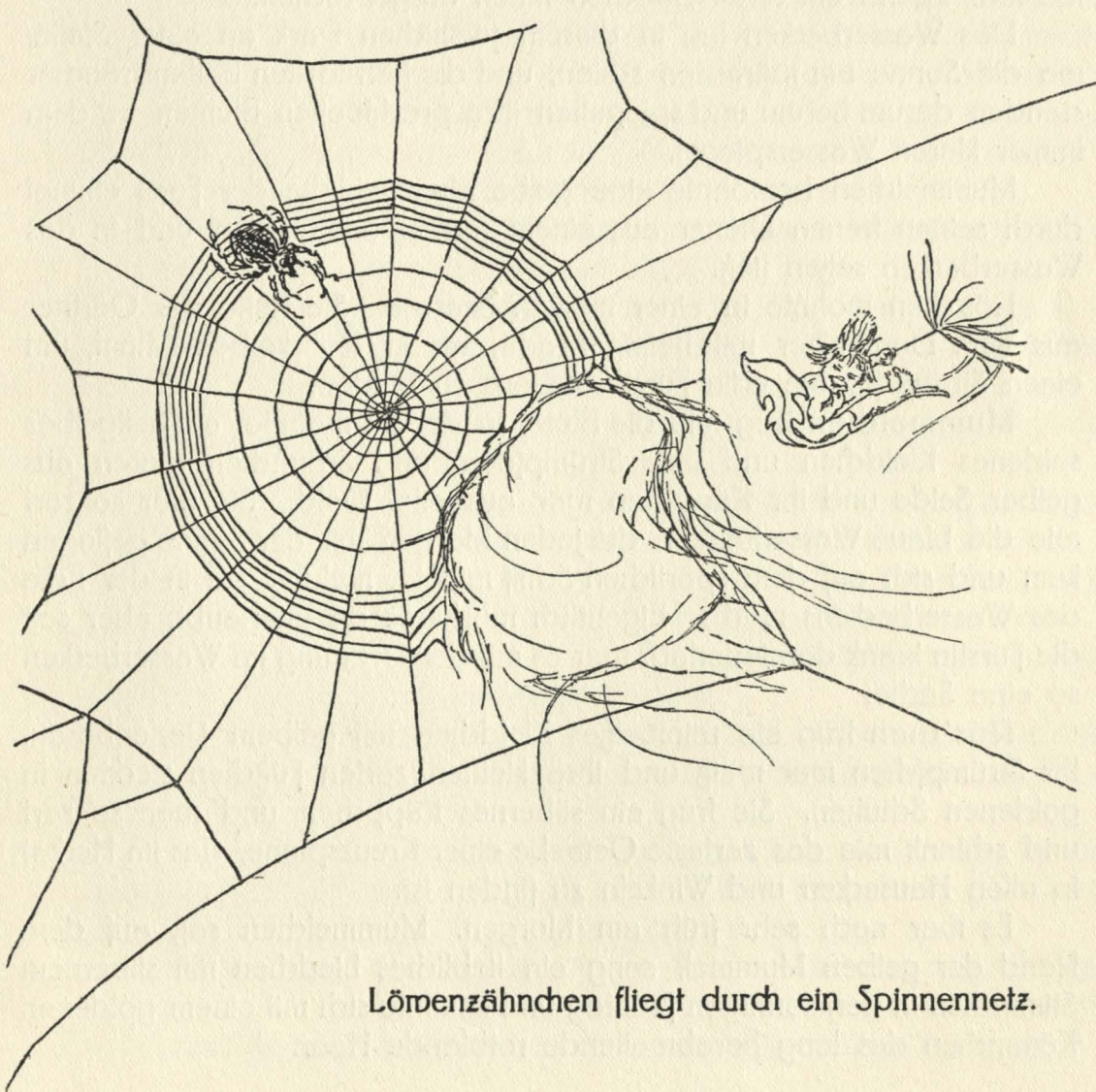
Ich bin ja eins ihrer Kinder.

Liebe, liebe Mutter, wie mag es dir gehen, bist du noch bei dem alten Mann mit dem langen grauen Bart?“

Er lag viele Jahre schon unter dem Efeuhügel vor dem Tore der kleinen Gelehrtenstadt, und alljährlich, wenn der Schnee zu schmelzen begann, streckte eine Christrose ihre roten Blüten durch den weißen Schnee ins blaue Luftmeer des Himmels.

Es war eine leibliche Schwester unserer lieben Christrose in Tante Martjes Garten.“

Das Löwenzähndchen schrie und Brummbär Brombeer sperrte vor Erstaunen Mund und Nase auf; das hatten seine Ranken doch noch nicht gesehen, und so was hatte der ganze Knick noch nicht erlebt.



Löwenzähndchen fliegt durch ein Spinnennetz.

Brombeer wurde ganz klein vor Bescheidenheit, und Gaisblatt bog seine Rankenarme zum Lömenzahn und bat:

„Nimm mich mit auf die nächste Reise, zu gern möchte ich Mummelchen und Rös'chen am Nixenteich kennen lernen.“

„Gern würde ich das tun“, antwortete Lömenzahn. „Nur bist du so zart und leicht müde, und solche Reisen sind anstrengend und manchmal auch gefährlich. Ich würde Sorge um dich haben und um deine Blütenkinder. Darum will ich dir lieber noch erzählen, wie Mummelchen und Rös'chen leben.“

„O wie schön!“ riefen alle und rückten enger aneinander, um besser hören zu können. Und Lömenzähnen begann:

„Bemor ich in Tante Martjes Garten Station machte, rastete ich an einem See. Dessen Arm reichte bis an einen grossen Park, den ein alter Fürst bewohnte. Im Park aber war ein Wasserbecken mit fünf Ecken. Bis hierher reichte gerade der Arm des Sees und seine Wasserhand füllte das Becken bis an den Rand. Hier lebten Mummelchen und Rös'chen in holdester Eintracht bei einander schon viele Jahre und nie war irgend ein Streit zwischen ihnen ausgebrochen.“

Das Wasserbecken lag in diesem fürstlichen Park an einer Stelle, wo die Sonne am wärmsten schien, und die herrlichsten Blütensträucher standen darum herum und spiegelten ihre prachtvollen Blumen in dem immer klaren Wasserspiegel.

Mummelchen bewohnte eine gelbe Mummel, die der Fürst einmal durch seinen treuen Diener aus einem fernen See fischen und in das Wasserbecken setzen ließ.

Rös'chen wohnte in einer weissen Seerose. Sie hatte der Gärtner aus dem Dorfweier mit heimgebracht, als er Rohrkolben schnitt, um einen Strauß für die edle Fürstin daraus zu binden.

Mummelchen trug wie die Blüte, in der sie wohnte, ein hellgelbes seidenes Kleidchen und ihre Strümpfchen und Schuhchen waren aus gelber Seide und ihr Käppchen war aus eitel Gold. Sie war so zart wie die blaue Wasserjungfer, die jeden Morgen mit der Sonne geflogen kam und sich auf dem spärlichen Schilf niegte, welches da in der Ecke des Wasserbeckens wuchs. Eigentlich wuchs es da unerlaubt, aber seit die Fürstin krank darniederlag, war es mit der Ordnung im Wasserbecken so eine Sache.

Rös'chen trug ein reinweisses Kleidchen mit gelbem Perlenbesatz. Ihr Strümpfchen war weiss und ihre kleinen zarten Füßchen steckten in goldenen Schuhen. Sie trug ein silbernes Käppchen und war so zart und schlank wie das zarteste Gemebe einer Kreuzspinne, das im Herbst in allen Hausecken und Winkeln zu finden ist.

Es war noch sehr früh am Morgen. Mummelchen saß auf dem Rand der gelben Mummel, sang ein liebliches Liedchen mit silbernem Stimmchen in den sonnigen Frühtag und kämmte sich mit einem goldenen Kämmchen das lang herabfallende rotblonde Haar.

Rös'chen schlief noch in ihrem festgeschlossenen Blütenbett. Sie stand immer erst eine Viertelstunde später auf, denn die Sonne mußte noch erst ein wenig herumkommen, um die Wasserrose mit ihren Strahlen machzuküssen.

Als Mummelchen sich das schöne glänzende Haar gekämmt hatte, öffnete sich auch die Wasserrose und Röschen erwachte aus ihrem erquickenden Schlaf.

„Guten Morgen, Rös'chen,“ flüsterte mit silbernem Stimmchen Mummelchen.

„Guten Morgen, liebstes Mummelchen,“ flüsterte Rös'chen und knotete sich das hellblonde Haar. „Wie kühl und ruhig die Nacht war,“ sagte sie. „Komm, laß uns zu den Akazien eilen, sie haben süßen Honig in ihren Blüten und noch haftet frischer Tau zum Morgenfrank an den Blättern.“

Sie nahmen sich bei der Hand und flogen vergnügt davon. Lange noch hörte man ihr silbernes Lachen.

Als sie zurückgekehrt waren, nahmen sie ihre kleinen goldenen Harfen zur Hand, setzten sich auf den Rand eines riesengroßen Seerosenblattes und spielten und sangen dazu ein zweistimmiges Liedchen.

„Mummelchen“ sagte Rös'chen und rückte näher an Mummelchen heran: „Sag mal, geliebte Schwester, was mag das mit dem großen braunen Weidenkorb für eine Bedeutung haben, den der Gärtner vor einigen Tagen in unseren See hinabließ?“

„Einen großen braunen Weidenkorb?“ sagte Mummelchen und sah ganz erstaunt in das glatte Wasser hinab.

„Ja,“ sagte Rös'chen. „Es war so gegen fünf Uhr, da brachte der Gärtner einen großen braunen Weidenkorb, band einige Ziegelsteine daran fest und versenkte ihn da hinten in der Ecke in das Wasser. Ich schlief nicht mehr und lugte durch die kleine Spalte meiner Wohnung hindurch und habe alles genau gesehen.“

Der Gärtner war nicht allein, es stand noch ein junger Bursche dabei. Zu diesem sagte der Gärtner: „Nun wollen wir mal sehen, ob die Seerose in diesem Becken wachsen wird. Der Fürst hat sie aus Indien von einem reichen indischen Fürsten geschenkt bekommen. Sie soll große karminrote Blüten tragen. Wenn's einigermaßen warm bleibt, hofft der Fürst, wird sie zur Blüte kommen.“

Mummelchen wollte sich biegen vor Lachen. „Glaubst du, Rös'chen,“ sagte sie leis, „daß es karminrote Seerosen gibt? Ich kann mir das gar nicht denken.“

„Ich auch nicht,“ meinte Rös'chen, „aber wir wollen warten was daraus wird. Und ob wohl auch ein Nixchen wie wir in der karminroten Blüte mohnt? Da bin ich neugierig.“

Und sie waren voll Freude und tanzten vor Übermut auf dem riesengroßen Seerosenblatt umher, daß ein großer blanker Wassertropfen über den Rand lief und zur Mitte kullerte wie ein Quecksilberkügelfchen.

„Nein, Rös'chen, solche Geschichten glaube ich nicht.“ „Ich auch nicht,“ kicherte Rös'chen, und wieder tanzten sie vor Übermut, daß das riesengroße Seerosenblatt mackelte, und wieder lief ein großer Tropfen wie Quecksilber über die Oberfläche bis zur Mitte, wo es in einem Spalt des Blattes verschwand.

Die Sonne stieg höher und höher. Rös'chen stand schon zur selben Zeit auf wie Mummelchen und beide erlebten miteinander die herrlichsten Sonnentage.

Vierzehn Tage und Nächte mochten vergangen sein. Die Sonne brannte vom Himmel, da trieb Rös'chen die Neugierde schon früh aus den Blütenfedern, sie flog zur Ecke des Beckens, wo der Gärtner damals den Korb versenkt hatte, und starrte in die Tiefe.

Da - waren das nicht Seerosenblätter, die da wie zusammengerollte Waffeln langsam nach oben wuchsen? Wahrhaftig es waren Blätter, dunkle, fast schwarze Blätter, und hinterher kam ein dicker Knoten, vorne spitz, an einem dicken Stiel langsam nach.

„Mummelchen,“ rief Rös'chen laut, „Mummelchen, komm geschwind, die Seerose wächst. Ich habe es dir ja gleich gesagt - umsonst versenkt der Gärtner den braunen Weidenkorb nicht so sorgfältig hier in diese Ecke.“

Mummelchen flog aus den gelben Federn, stolperte über den Rand der Mummel und wäre fast ins Wasser gefallen, wenn nicht ein großes grünes Blatt sie aufgefangen hätte.

Klopfenden Herzens standen beide mit großen weit geöffneten Augen da und sahen erstaunt das langsam sich zur Wasseroberfläche schiebende Wunder. Dunkelrote, fast schwarze Blätter - nein, wie ist so etwas möglich.

Und das Wunder wuchs heran und eines Morgens, als beide wieder an der Ecke des Wasserbeckens standen, lagen dunkelrote breite glänzende Blätter mit einem schönen hohen Sitzrand auf der Wasseroberfläche und die dicke spitze Kugel wuchs langsam nach.

„Sollen wir uns einmal auf den Rand dieses großen Blattes setzen,“ sagte Mummelchen.

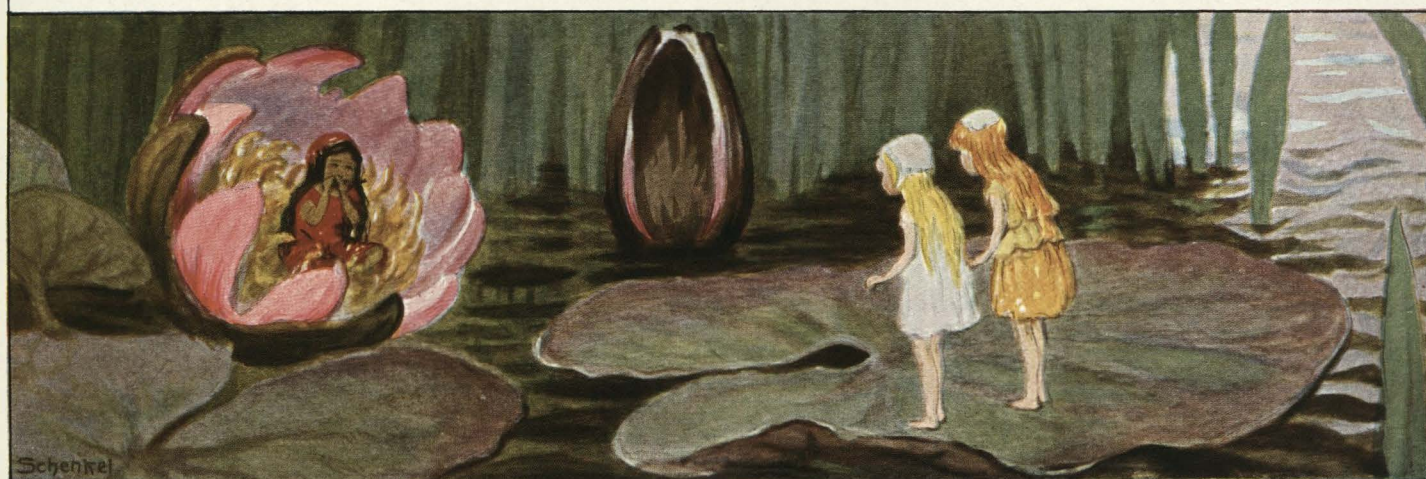
„Nein,“ sagte Rös'chen - „weißt du denn, ob es dich trägt?

Laß uns warten und wenn die karminrote Blüte aufgeblüht ist, dann bitten wir das fremde Nixchen, ob wir es dürfen.“

Wieder vergingen einige Tage. Da war die große spitze Kugel ordentlich dick geworden und als Mummelchen und Rös'chen eines Morgens aus tiefem Schlaf erwachten, da blühte in der Ecke des Wasserbeckens die große karminrote Wasserrose. Sie leuchtete weithin und sandte milden Duft in die Umgebung.

„Dst!“ flüsterte Röschen. „Du Mummelchen, ich glaube, in der schönen karminroten Seerose wohnt auch ein Nixchen. Siehst du nicht, wie sich's in der Mitte bewegt?“

Und als sie so standen, festgebannt von dem Anblick der herrlichen Blume und neugierig über die Bewohnerin, da stieg ein zartes herrliches Nixchen aus der roten Blüte.



Sie trug ein karminrotes mallendes Kleid aus schillernder Seide. Die Borde des Kleides war aus Gold gemirkt und silberne Sternchen glitzerten darauf in der Morgensonne. Ihre kleinen zarten Füßchen trugen violette Schuhchen, die mit blauen Bändern um die nackten braunen Beinchen gewickelt waren und auf dem Haupt trug sie ein purpurrotes zu einem Knoten zusammengeschnürtes Kopftuch. Dunkelrabenschwarzes Haar fiel über ihre Schultern. Sie saß mit verschränkten Beinchen in der Mitte ihrer Blüte und blies auf einem zarten Rohr aus Schilf ein gar mundersames Lied in den Morgen.

„Komm, Rös'chen,“ sagte Mummelchen, „komm, wir wollen ihr einen Besuch abstatten und sie willkommen heißen in unserem sonnigen Reich. Ob sie unsere Sprache wohl verstehen kann?“

Und sie flogen zur indischen Schwester hinüber, machten artig ihr Knixchen und spielten auf ihren Harfen ein heimatlich Liedchen. Es klang so silbern, daß das fremde Nixchen seine Flöte beiseite legte und andächtig lauschte. Dann wurde es traurig und in seinen Augen glänzten zwei dicke Tränen wie Karfunkelsteine.

„Warum bist du so traurig, liebe Schwester,“ fragte Mummelchen. „Hast du Heimweh nach deinen indischen Schwestern? Wie heißt du eigentlich?“

„Ich heiße Maja,“ sagte das fremde Nixchen.

„Sei nicht traurig, liebste Schwester,“ flüsterte Rös'chen voll Mitleid. „Sieh, hier bei uns in unserem Reich ist es auch schön, auch hier scheint die Sonne heiß und glühend vom Himmel herab.“

Und wenn es kalt wird, holt dich der Gärtner in das warme Glashaus am Schloß. Da kannst du weiter deine Flöte spielen, während wir unter der kalten Eisdecke unseren Winterschlaf halten.

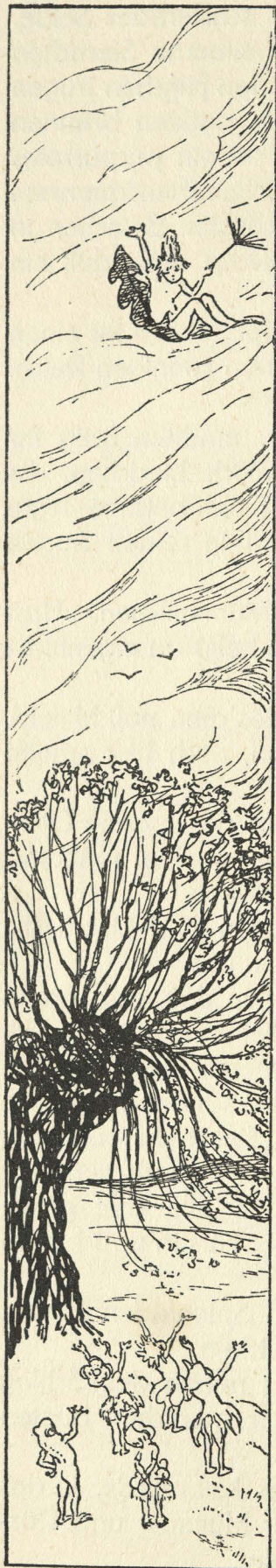
Komm, laß uns süßen Honig schlürfen aus Rosen und Lilien, die in dem Garten der Fürstin blühen und sei lustig mit uns.“

Und sie tanzten alle drei einen lieblichen Tanz, daß das große dunkelrote Blatt auf dem Wasser hin und her schaukelte. Und als auch hier ein großer silberner Wassertropfen wie eine Quecksilberkugel über das blanke Blatt lief und in dem Spalt in der Mitte verschwand, flüsterte Mummelchen dem übermütigen Rös'chen ins Ohr: „Siehst du wohl, die indischen Seerosenblätter sind nicht anders wie unsere deutschen, nur daß sie dunkel sind und schön rot.“ Dann flogen alle drei gleich munteren Libellen in den Lilien- und Rosengarten der Fürstin und labten sich an dem köstlichen Honig.

Und als der Altweibersommer seine silbernen Spinnfäden spann, nahmen Mummelchen und Rös'chen Abschied von Maja.

Maja zog in das schöne mollig warme Glashaus neben dem Schloß des Fürsten ein und wohnte dort mit dem Elfen der herrlichen bunten und duftenden Orchideen zusammen.

Mummelchen und Rös'chen aber stiegen, als es kalt wurde, in das Wasser hinab. Mummelchen hielt in der Knolle der Mummel und Rös'chen in der Knolle der Wasserrose ihren Winterschlaf.



Und als es wieder Sommer wurde, stiegen beide mit ihren Blüten nach oben ans Sonnenlicht. Auch Maja, die indische Schwester, kam wieder und so lebten die drei Nixen lange, lange Jahre in schönster Eintracht miteinander und hatten sich sehr lieb.

„Wir wollen uns auch so lieb haben, wollen nicht mehr zanken und garstig miteinander sein,“ sagte sanft das kleine Gaisblatt und dabei standen ihm vor Rührung die blanken Tränen in den Blütenaugen. Und selbst Brombeer schnupfte in sein Dornentuch und gelobte sich leise, sein Brummen zu lassen, – und die zarten Gräser und Rispen neigten sich zierlich und nickten heftig mit den Köpfchen ihre Zustimmung.

„Ach ja,“ sagte da das Lömenzähnnchen, ihr wißt nicht, wie schön das Reisen ist, und lange halt ich’s hier nimmer aus. –

Vom Erzählen war beim Lömenzähnnchen das Reisefieber wieder erkrankt und nach ein paar Tagen schon war es vor Sehnsucht in die Welt zu fahren ganz müde und traurig geworden. Es ließ das Köpfchen hängen und das sonnengelbe Gesichtchen wurde blaß und schmal. Und als eines Tages noch gar die Windgeister kamen, den Blütenkindern die Haare und Kleider zerzausten, und im Uebermut das Lömenzähnnchen neckten: „Du Seßhafter, hast wohl deinen Fallschirm verloren,“ da hielt es den Lömenzahn nicht länger. Er spannte Flugzeug und Fallschirm, – da nützte kein Bitten und Betteln all der Knickbewohner – und flog mit den Windgeistern auf und davon. Und da es gerade am

Vorabend des Johannisfestes war, an dem die Blumenelfen ihr Sonnenfest feierten, nahm es Kurs gen Westen.

Es mußte, daß an diesem Tag die Blumenelfen musizierten und in bunten Reigen tanzten, – daß es heitere Gesellschaftspiele gab und man sich am Abend unter den alten betagten Schneeballstrauch zu Tische setzte, um sich an süßen Dingen, welche die Bienen zusammengetragen hatten, zu laben. Das lockte das Lömenzähnnchen und es flog und flog bis an den späten Abend. – Da plötzlich sah es Glühwürmchen mit strahlenden

Laternechen an den Wegen stehen und in den Zweigen schimmern.

Schnell ließ es sich tiefer herunter, verlangsamte die Fahrt, daß der Motor nicht gar solchen Krach mehr machte und rief die Glühwürmchen an: „Weist mir doch den Weg zum Festplatz der Blumenelfen, auf daß ich ihr Sonnenfest mitfeiere.“ „Dann mußt du bleiben,“ riefen die Glühwürmchen zurück. „Nur fünf Minuten von hier ist der Lindentempel, in dem das Fest stattfindet. Wir erleuchten schon den Weg dorthin.“

Lömenzähndchen ließ sich das nicht zweimal sagen. Und weil der Raum beengt war, spannte es seinen Fallschirm und ließ sich herunter. Es war inzwischen ganz dunkel geworden und das Lömenzähndchen wurde müde. Es legte sich unter ein Lindenblatt und schlief alsbald ein.

Hell schien die Sonne als es aufwachte, und nun war Johannistag.

Ein munteres Treiben herrschte unter den Blumen. Rote, blaue, gelbe und weiße Seidenröckchen wirbelten im Glanz der Sonne durcheinander und unter dem alten Schneeballstrauch gab es köstlichere Süßigkeiten als in all den anderen Jahren. Die Linden im alten Pastoratsgarten blühten und der Honig saß in dicken Tropfen wie silberne Perlen in den Blütenblättern. Den hatten die Bienen herangeschleppt den ganzen Tag von früh bis spät und nun funkelte er in den winzig kleinen Kristallgläschen und Schälchen auf den Blatt-Tischen und Glühwürmchen saßen in Grashalmen und auf den Blättern und leuchteten mit ihren Laternechen, daß es so hell und strahlend wurde wie im Saale des Königs, wenn er mit seinem Hofstaat zu Tische sitzt.

Lömenzahn saß auch am Tische und unterhielt sich gerade mit Fräulein Grasnägelchen, als plötzlich eine alte Mohnblume, die mürdevoll ihr grünes Blätterkleid zurechtzupfte, sagte: „Wie seid ihr kleinen Grasnägelchen eigentlich hierher gekommen?“

Lömenzähndchen erschrak ordentlich, der Ton der alten Mohnblume hatte so böse geklungen, und dachte ängstlich: „O wenn sie doch dich nur nicht fragt.“ Denn er war ja nicht eigentlich zum Fest geladen worden, sondern hatte einfach mit seinem Flugzeug Station gemacht. Und er überlegte eilig, ob er flüchten solle. Gerade da hörte er, wie auch die Kornblumenelfe, die in einem blauen Röckchen neben der Mohnblumenelfe Platz genommen hatte, fragte: „Ja, wie seid ihr hierher gekommen. Wohnten nicht eure Väter und Mütter am Meer auf grünem Warder und auf Poldern mit Meerkohl und Salzkraut zusammen?“

„Meerkohl und Salzkraut,“ kicherten tausend Stimmchen durcheinander, und Akeleielchen meinte spöttisch: „dann gibts wohl gar Meerkohlelfen und Salzkrautelfen“ und klatschte vor Übermut in ihre zarten Händchen. Die Kapuzinerelfchen und all die anderen, die Fuchsienelfchen,



die Rosenelfchen, die Rittersporn- und die Margaretenelfchen sahen sich neugierig die reizenden Fremdlinge an.

„Spottet nicht, geliebte Schwestern,“ antwortete Rosalinde, so hieß das Elfchen, welches in dem Grasnägelchen wohnte. „Auch Meerkohl-elfchen gibt's und Salzkrautelfchen, sie sind von so zierlicher Gestalt, wie ihr sie euch nicht denken könnt. Sie wohnen auf weiten, weiten grünen Wiesen mit Möven und Seeschwalben zusammen und sehen im großen weiten Meer die goldene Abendsonne rot wie Blut untertauchen. Sie stehen im gewaltigen Sturm und tosender Wellenbrandung, sie laben sich an der leuchtenden Sonne und spiegeln sich in den klaren Fluten und einmal im Jahr fliegen sie bis ans Ende der Welt an jenen Ort, wo die Sonne blutrot in dem großen, großen Wasser untergeht und bringen ihrem Schöpfer Blumen dar und Dankgebete.

Und wenn sie dann heimkehren, hat der liebe Gott ihre Einsamkeit mit Wundern überschüttet. Wo einst grüne Wiesen liegen, leuchtet dann in purpurroter und rosiger Pracht das ganze Land so weit ihr blicken könnt, und in den Lüften duftet es von Honig und süßen Wohlgerüchen – Strandheideelfchen feiern nun ihr herrlichstes Fest, das große heilige Fest der Welteinsamkeit.

Dann färbt sich der Himmel tiefblau und smaragdgrün leuchtet das Meer, schneeweiße Wolken mit rosigen Segeln und blutroten Wimpeln ziehen von Ost gegen West und wie Feuergluten magt das reife Kornfeld auf den Höhen, angefacht von der Lohe der leis ins Meer tauchenden müden Sonne. Und dann wenn es Nacht geworden, blinken wie die Lichter eines riesengroßen Weihnachtsbaumes Millionen Sterne vom tiefschwarzen Himmel herab und Strandläufer pfeifen schmerzmüde Weisen und von der See her rauscht leis und silbern Wellenschlag auf Wellenschlag.

Ja, dort in jenen Einsamkeiten sind auch wir Elfen zu Hause. Doch nun will ich auch erzählen, wie wir in diesen Garten gekommen sind. Höret zu.

Es war einmal ein junger frischer Bursche.

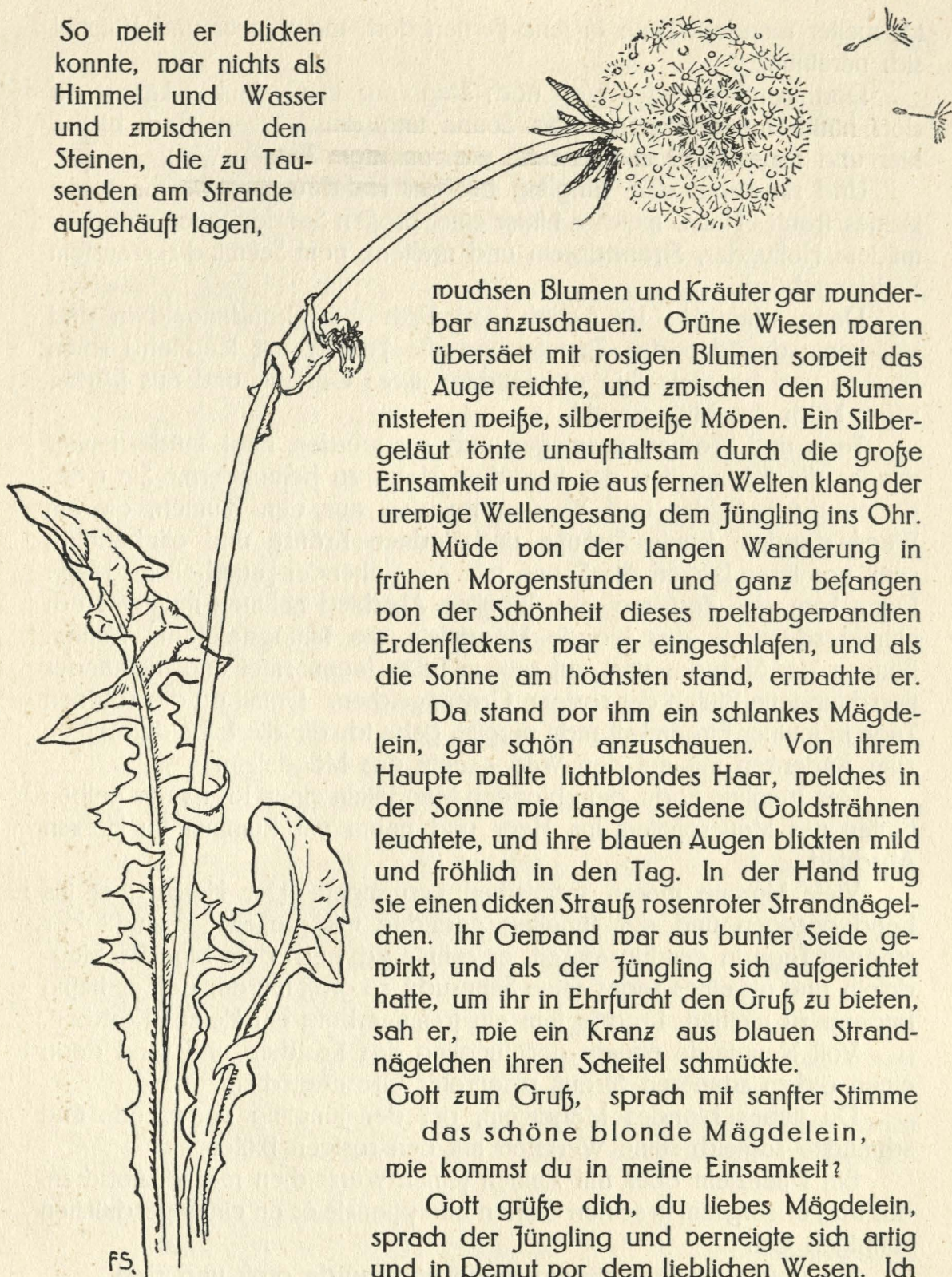
Er war des Arbeitens in seiner Werkstatt müde geworden, und da er wie kaum ein anderer die Natur und ihre Schönheit liebte, zog es ihn hinaus in die schöne Welt.

Wochen und Monate wanderte er durch Wälder und Wiesen, schloß Freundschaft mit allen Bäumen und Blumen und blieb bei ihnen Tag und Nacht. Die klare Quelle am Waldessaum gab ihm zu trinken, allerlei Sträucher reichten ihm Früchte und süße Beeren und die Vögel des Waldes sangen ihm schöne Lieder. Wollte er sich schlafen legen, so bereitete ihm das Moos des Waldes ein behagliches Lager oder die Kräuter und Gräser des Feldes nahmen ihn gastlich auf. Regnete es, so beschirmten ihn die Bäume, und brannte die Sonne gar zu sehr vom Himmel herab, so gab ihm das Schilf am Weiher kühlen Unterstand.

So gelangte er eines Tages auch an das große gewaltige Meer.



So weit er blicken konnte, war nichts als Himmel und Wasser und zwischen den Steinen, die zu Tausenden am Strande aufgehäuft lagen,



Löpenzähnen
holt Betriebsstoff.

wuchsen Blumen und Kräuter gar wunderbar anzuschauen. Grüne Wiesen waren übersät mit rosigen Blumen soweit das Auge reichte, und zwischen den Blumen nisteten weiße, silberweiße Möven. Ein Silbergeläut tönte unaufhaltsam durch die große Einsamkeit und wie aus fernen Welten klang der urremige Wellengesang dem Jüngling ins Ohr.

Müde von der langen Wanderung in frühen Morgenstunden und ganz befangen von der Schönheit dieses weltabgewandten Erdenfleckens war er eingeschlafen, und als die Sonne am höchsten stand, erwachte er.

Da stand vor ihm ein schlankes Mägdlein, gar schön anzuschauen. Von ihrem Haupte wallte lichtblondes Haar, welches in der Sonne wie lange seidene Goldsträhnen leuchtete, und ihre blauen Augen blickten mild und fröhlich in den Tag. In der Hand trug sie einen dicken Strauß rosenroter Strandnägeln. Ihr Gewand war aus bunter Seide gemirkt, und als der Jüngling sich aufrichtete hatte, um ihr in Ehrfurcht den Gruß zu bieten, sah er, wie ein Kranz aus blauen Strandnägeln ihren Scheitel schmückte.

Gott zum Gruß, sprach mit sanfter Stimme das schöne blonde Mägdlein,
wie kommst du in meine Einsamkeit?

Gott grüße dich, du liebes Mägdlein, sprach der Jüngling und verneigte sich artig und in Demut vor dem lieblichen Wesen. Ich wanderte durch Gottes freie Welt und gelangte durch Wälder, über Täler und Höhen hierher in deine Einsamkeit.

Ist es dein Reich, welches ich hier betrat, so verzeih' mir's, aber sage mir, wie

ich weiter wandern kann in jene Fernen dort, wo Wasser und Himmel sich vereinen.

Dorthin führt weder Weg noch Steg, nur in Gedanken kannst du dort hinüber wandern mit der Sonne und den Wolken, doch bleibe hier und sei mein Gast und ruhe dich aus vom langen Weg.

Und sie nahm den Jüngling bei der Hand und führte ihn in ihr kleines trautes Heim, welches hinter einer großen Sanddüne lag zwischen mildem Hollunder, Stranddisteln und uraltem, vom Seewind zerzaustem Weidengebüsch.

Dann schmückte sie festlich den Tisch mit Strandnägeln und Veilchen, schmückte das Zimmer und die Fenster mit leuchtend roten Blumen und bereitete ihm aus Früchten ihres Gartens und aus frischer süßer Milch das Mittagsmahl.

Tage und Wochen vergingen und sie wurden nicht müde, immer wieder die Schönheiten der herrlichen Natur zu bewundern. Sie wanderten durch Felder und Wiesen, wanden aus den Blumen, die am Wege standen, bunte Sträuße und flochten Kränze und allabendlich sank vor ihren Blicken die Sonne wie ein glühender Feuerball ins Meer. Dann kam der Tag, wo der Jüngling Abschied nehmen mußte. Noch einmal schmückte das blonde Mägdlein die Mittagstafel mit bunten Blumen des Strandes und auf seinem Teller lagen zwei eng ineinander verschlungene Blüten der rosigen Grasnägelchen. Damit du die schönen Tage in meiner Einsamkeit nicht vergißt, gebe ich dir diese beiden Blüten zum Andenken mit auf den Weg - sagte das Mägdlein.

Der Jüngling flocht dem blonden Mägdlein einen Kranz aus gelben Blüten des Mauerpfeffers ins Haar und nahm mit Kummer im Herzen Abschied.

Viele Monate waren inzwischen vergangen. Der Herbst war ins Land gezogen und der Jüngling gedachte mit großer Sehnsucht der schönen Tage in der Einsamkeit, er sehnte sich nach dem blonden Mägdlein und als eines Tages seine Sehnsucht so groß wurde, daß er heftig begann zu weinen, brachte ihm ein fremder Bote ein kleines Kästchen.

Voll Neugierde öffnete der Jüngling das Kästchen und fand darin einen dicken schmeren Strauß rosenroter Grasnägelchen.

Du liebes blondes Mägdlein, rief der Jüngling vor Freude und schmückte sogleich seine Werkstatt mit den rosigen Blüten.

Ein Pflänzlein aber mit kleinen feinen Würzelchen war dazwischen, das trug er sorgsam in seinen Garten und pflanzte es an einen geschützten sonnigen Ort.

Da wuchs es gar prächtig heran und wurde groß und stark.

Und als es kräftig geworden war, schnitt er es sorgsam in mehrere Teile, wie es die Gärtner machen. Auch diese wurden groß und blühten so schön, daß es eine Freude war.

Viele, viele Jahre vergingen, und aus dem einen kleinen Pflänzlein waren viele Hunderte geworden. Die standen jetzt zu beiden Seiten

des Weges und blühten, daß es eine Pracht war; sie blühen noch heute, wie ihr seht und in ihren Blüten wohnen wir Elfen.“

„Siehst du, Glockenblumenelfe,“ sagte Rosalinde, „so sind wir hier in den Garten gekommen.“

„Der Jüngling von damals ist schon lange, lange tot.“

Bis an sein Lebensende hat er das schöne blonde Mädelein aus der Einsamkeit lieb gehabt und noch heute soll auf dem Boden im Hause unserer lieben Frau Großmutter, die unsere Grasnägelchen so lieb und sorgsam pflegte, ein alter gläserner Briefbeschwerer liegen, in den die beiden Grasnägelchenblüten, welche das blonde Mädelein dem Jüngling zum Abschied auf den Teller gelegt hatte, eingepreßt sind.

„Das glaube ich nicht,“ sagte die alte Mohnblumenelfe mit den schwarzen Locken und der roten Haube, und die anderen Elfen kicherten und meinten, das sei gemäß ein Märchen.

„Überzeugt euch einmal morgen selbst,“ sagte Rosalinde. „Ich glaube es bestimmt, denn was die alte Trine sagt, die Waschfrau, das hat seine Richtigkeit.“

„Wir wollen nicht voreilig urteilen,“ meinte das Kornblumenelfchen. „Morgen Nachmittag, wenn Großmütterchen schläft, wollen wir zum Boden fliegen und den Briefbeschwerer suchen.“

„Eigenartig ist ja die Geschichte,“ sagte eine Bauernrosenelfe ernst, „aber ich kann mir nicht denken, daß es Menschen gibt, die sich so lieb haben, daß sie winzige kleine Blumen, die sie sich schenken, in einen gläsernen Briefbeschwerer kleben, um sie zu schonen und doch dauernd benutzen zu können.“

„Ich kann's mir auch nicht vorstellen,“ sagte die Nelkenelfe und besprengte sich mit mohlriechendem Wasser.

Und es wurde Nacht. Die Glühwürmchen gähnten schon. Eins nach dem andern ließ seine Lampe ausgehen, denn das Öl war zu Ende gebrannt.

Das Sonnenfest war vorüber und die Elfen gingen in ihre Bettchen.

Viele von ihnen konnten aber nicht schlafen. Die Geschichte war doch zu seltsam. „Die Liebe ist doch ein gar zu eigen Ding. Und darum sollen die Grasnägelchen in unseren Garten gekommen sein? Nein! Und mit dem Briefbeschwerer? Das müssen wir erst mit eigenen Augen sehen.“

Und der Nachmittag kam.

Rot, blau, gelb und weiß wirbelte es durch den Sonnennachmittag zum Dachfenster des alten Hauses. Großmutter schlief.

Das war ein Kramen in Kisten und Kästen unter Büchern zwischen Akten und unter den Schränken.

„Ich hab's,“ rief da ein Stimmchen. Und richtig! Kornblumenelfe hatte ihn gefunden, den Briefbeschwerer. In der alten Kiste mit den Instrumenten hatte er gelegen.



So war er genau, wie Rosalinde ihn beschrieben. Dick und rund und hinter dem schwarzen Papier lagen die verschlungenen Grasnägelchen fest angeklebt.

Doch ihre Blüten waren verbläßt und von kleinen unsichtbaren Milben zernagt zu kleinen, kleinen winzigen Stäubchen.

„Oh,“ sagte ganz mehleidend die Bauernrosenelfe: „Wenn nur wir nicht mit unseren Blüten in einen solchen Briefbeschmerer eingeklemmt werden.“

Da lachte die Nelkenelfe und spritzte aus ihrem Riechfläschchen ein paar dicke Tropfen auf den alten Bodenrummel. „Du liebe Bauernrosenelfe wirst wohl nie in die Verlegenheit kommen, deine Blume ist ja viel zu dick zum pressen.“

Rosalinde standen ein paar helle Tränen in den Augen. Sie meinte, als sie wieder unten im Garten waren.

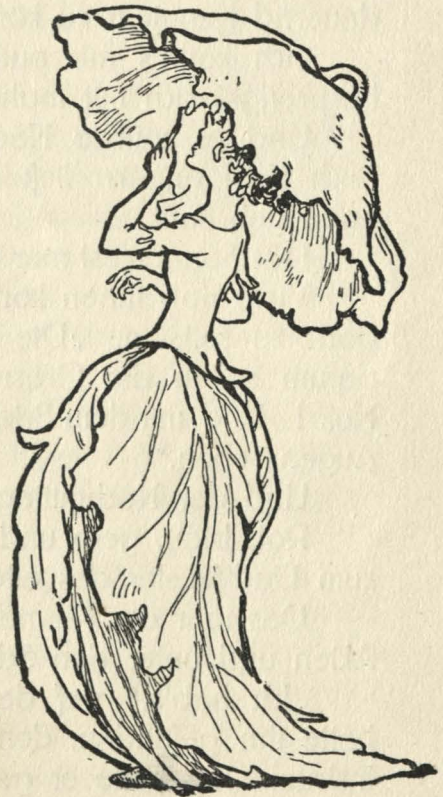
Da trat Lömenzähnnchen auf sie zu und sprach: „Sei nicht traurig. Komm mit mir. Ich fahre über die Länder und Seen. Mein Flugzeug kann uns beide tragen, und du brauchst dich über die garstige Mohnblume nicht mehr ärgern.“

Aber Lömenzähnnchen hatte nicht bemerkt, daß Frau Mohnblume hinter sie getreten war und seine Rede belauschte. Da plusterte sich vor Zorn ihr roter Seidenmantel auf und ihre schwarzen Augen sprühten böse Funken.

„Du Eindringling aus dem Wiesenland, was tust du hier in unserem Gartenreich?“ rief sie und die Trollblumenelfen kamen gerannt zu ihrem Beistand. –

Schnell stellte sich Grasnägelchen wie unversehens zwischen sie und das Lömenzähnnchen. Der gewann einen Vorsprung, rannte, stolperte und kugelte, erreichte glücklich sein Flugzeug unterm Lindenblatt, sprang hinein und , rrrrrrrrr machte der Motor, – da war Lömenzähnnchen so hoch, daß keine der scheltenden und keifenden Mohnfrauen ihn mehr erreichen konnte.

„Gott sei Dank“ seufzte Lömenzahn, „aber das arme Grasnägelchen. Nun sitzt es allein da unten,“ und ganz betrübt flog es weiter. Es magte kaum, sobald wieder zu landen und flog weiter und weiter, solange, bis es für seinen Motor keinen Brennstoff mehr hatte.



Da ging es nieder vor den Fenstern eines kleinen stillen Hauses am Wallgraben einer alten Stadt. „Ob ich wohl hier meine Ruhe hab,“ dachte es, indem es langsam durch die Gegend schlenderte und nach Betriebsstoff für seinen Motor Umschau hielt.

Da sah es am Fenster des kleinen Hauses einen alten Kaktus stehen, der sich jeden Vormittag von etwa 8 Uhr bis gegen mittag in die warme Sonne begab.

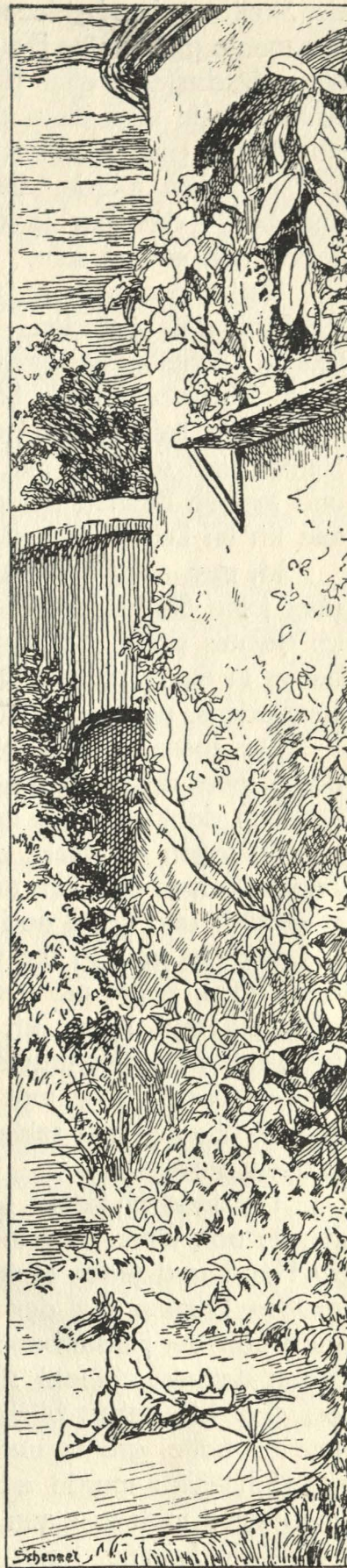
Er war lang und kantig aufgewachsen, hatte eine lederne glänzende Haut und, was das drolligste war, aus seiner blanken Lederhaut wuchsen lange braune Stacheln, die spitz und scharf in dichten Bündeln den malzerunden alten Herrn umgaben. Viele dieser Stacheln waren abgebrochen.

Die anderen Blumen, die mit ihm die Fensterbank teilten, ein alter hagerer Gummibaum mit langen herabhängenden Ohren, eine zierliche vornehme Glockenblume mit hellblauen Augen, eine gemütliche Zimmerlinde und zwei eingebildete Geranien, welche ihre englische Abstammung immer sehr stolz nach außen kehrten, nannten den alten Kaktus dieser spitzen Stacheln wegen den

Papa Stachelbart.

Mit ihm, dem alten Herrn, war allermeist gut auszukommen, aber er hatte auch seine Nücken. Wenn es mit der Neckerei zu viel wurde, stach und hieb er mit seinen spitzen Stacheln mühsend um sich und manch zartes kleines Blümlein mußte seinen Übermut mit dem Leben bezahlen.

Auch Herr Gummibaum hatte manchen Strauß mit ihm ausgefochten, das sah man ihm an, denn schon seit einer Reihe von Jahren trug er eine Anzahl tiefer Narben auf seinen langen Ohrlappen. Diese Narben mußten sehr schmerzhaft sein, denn immer wenn das Barometer von „Beständig“ auf „Veränderlich“ fiel, wackelte und zitterte er mit seinen Ohrlappen. Viel, viel dickes weißes Blut war derzeit geflossen, erzählte die Zimmerlinde, doch nun waren die Wunden vernarbt und



der Streit zwischen beiden war beigelegt. Papa Stachelbart und sein Nachbar waren gute innige Freunde geworden, er konnte den Streit vergessen als rechtschaffener alter Herr mit Lebenserfahrung, und so ein bißchen schlau mußte man denn doch auch sein – was wollte er machen, wenn sich Herr Gummibaum immer gerade so hinstellte, daß ihm das Sonnenlicht entzogen wurde. Gummibaums Ohren waren auch gar zu lang und breit – das war ja das Leiden und Papa Stachelbart liebte die Sonne nun einmal sehr.

Und wie das so ist, wenn zwei Pflanzenseelen ein inniges Freundschaftsbündnis gründen, – die beiden Freunde erzählten sich gern die tiefsten Geheimnisse ihres Pflanzenseelenlebens, und so kam es, daß Vater Stachelbart seine Lebensgeschichte zum besten gab.

„Mein lieber alter guter Gummibaum,“ flüsterte er mit piepsiger Stimme und schrabte mit seinen Stacheln gegen den blauen mit roten und weißen Blumen bemalten Rollvorhang, „was so ein alter Kaktus wie ich im Leben alles durchzumachen hat!“

Ich war noch ein mizig kleines Baby, so klein wie ein Stiefelknopf, aber feine Stacheln, so dünn wie die Haare eines Bärenräupchens trug ich damals schon, da setzte mein Pflegevater mich mit vielen anderen Babys in einen kleinen Glaskasten hinter die Spiegelscheibe eines Verkaufsladens, um uns – denke dir – zu verkaufen.

Das wäre ja nicht weiter schlimm gewesen, lieber Freund Gummibaum, aber denke dir unseren Schreck, er setzte uns mit unseren Henkeltöpfchen dahinein – mit unseren Henkeltöpfchen, lieber Freund!

So saßen wir viele, viele Wochen, und die Menschen, die vorbeikamen, lachten über uns und zeigten mit den Fingern auf uns. O, es war schrecklich, und heute noch schäme ich mich meiner frühesten Jugendzeit.

Da – es war so um Ostern herum, da trat ein großer Mensch in den Laden, zeigte mit dem Finger auf mich, lachte und legte ein Geldstück auf den Tisch. Ich wurde darauf eingemickelt und mußte von meinen kleinen Babyfreunden Abschied nehmen. Ich schrie wie ein Baby schreien kann, aber was half's, der große Mensch nahm mich mit in seine Wohnung und setzte mich auf eine Fensterbank zu vielen anderen großen Blumen.

Da stand ich kleiner Kerl nun zwischen all den großen roten Töpfen, wurde von einer Ecke in die andere geschubst, wanderte von Hand zu Hand und jeder Mensch machte sich über mich lustig. Sogar die großen Blumen auf der Fensterbank verlachten mich und versuchten mich von der Fensterbank zu stoßen, aber sie fürchteten meine Stacheln schon damals, obwohl sie noch dünn und weich waren, und so kam es, daß ich stehen blieb und dank der lieben Sonne, welche Mitleid mit mir hatte, größer und größer wurde.

Schließlich wurde auch das Henkeltöpfchen zu klein für mich und man setzte mich in einen größeren Topf, der auch rot war.

Viele Sommer hatte ich an ein und demselben Fenster gestanden,

war groß und stark und dick geworden und meine Stacheln waren schon fest und sehr scharf, da bekam meine Pflegemutter Besuch.

Tante Mine war gekommen und ich hörte, daß sie eine große Liebhaberin von Blumen sei. Das sollte ich selbst bald erfahren. Tante Mine kam fast jeden Morgen an mein Fenster, gab den anderen Blumen und mir zu trinken und pflegte uns mit solcher Liebe, daß wir sehr traurig wurden, als wir hörten, sie würde nun bald wieder fortreisen in ihre kleine Stadt.

Ach, betete ich jeden Abend zum lieben Gott, wenn mich doch Tante Mine mitnehmen würde. Bei ihr würde ich es sicherlich sehr gut haben, auf ihrem Fensterbrett würde ich gewiß noch viel größer und dicker werden. Ach, würde sie mich doch mitnehmen. Blühen wollte ich so schön wie keine andere ihrer vielen Blumen, von denen sie immer erzählte, und auch hübsch bescheiden wollte ich sein und nicht anspruchsvoll in meinen Wünschen, denn ich hatte gelernt, mit Wenigem mich zufrieden zu geben.

Nun denke dir, lieber Gummibaum, meine Freude! Eines Morgens, es war finster, die Hähne krächten überall in der Nachbarschaft, da kam meine Pflegemutter mit Tante Mine in die Stube und trat an unsere Fensterbank. Ja, denke dir, lieber guter alter Gummibaum, Tante Mine nahm mich stacheligen garstigen Kaktus von der Fensterbank, wickelte mich in ein bedrucktes Papier und packte mich in ihren Reisekoffer.

Ich hätte laut aufjauchzen können vor Freude, aber ich dachte bei mir: wenn du lange Lärm machst, packt sie dich am Ende wieder aus und mit meiner Reise in Tante Mines kleines Stübchen war's vorbei gewesen.

So schmiegt ich still und ließ mit mir alles geschehen.

Damals, lieber Gummibaum, ja damals in der Reisetasche verlor ich meine ersten schönen scharfen Stacheln.

Doch ich klagte nicht und meinte nicht über ihren Verlust, obgleich ein Kaktus immer stolz darauf ist, alle seine Stacheln hübsch unversehrt beieinander zu haben, denn ich stand noch am Mittag desselbigen Tages am Fenster einer schönen großen Stube und blickte in einen Garten mit vielen, vielen Bäumen und herrlichen bunten Blumen darin. Ein großer Walnußbaum, der auf dem Hofe stand, spendete kühlen Schatten.

Ich danke diesem lieben Walnußbaum manch kühle Stunde, denn oftmals brannte die Sonne sehr, sehr heiß durch die Fensterscheiben auf meinen Platz.

Tante Mine pflegte mich von nun ab mit rührender Liebe. Wenn es heiß war, überbrauste sie mich mit kühlem Wasser und wenn ich durstig war, gab sie mir zu trinken.

Und jeden Tag drehte sie mich, so daß ich von allen Seiten Licht bekam.“

„Sie drehte dich, lieber Vater Stachelbart,“ meinte der Gummibaum etwas lächelnd.

„Ja, mein Lieber,“ sprach Vater Stachelbart, „jeden Tag drehte sie mich etwas herum. Weißt du denn nicht, daß unsereins gedreht werden muß, damit er nicht einen krummen Rücken bekommt?“

Ach ja, du siehst mich an, lieber Gummibaum, heute habe ich einen krummen Rücken, leider, leider, lieber Freund. Aber Tante Mine ist nicht daran schuld. Den habe ich später bekommen, als mich Tante Tille in Pflege nahm.

Ja, ja,“ seufzte der alte Vater Stachelbart, „das waren schwere Zeiten für mich. Doch höre weiter zu.

Ich wuchs bei der liebevollen Pflege durch Tante Mine prächtig heran und schmückte mich alle Jahre zu ihrem Namenstag mit vielen schönen weißen Blüten.“

„Mit vielen weißen Blüten,“ dachte der alte Gummibaum bei sich und sah Vater Stachelbart etwas ungläubig von der Seite an.

„Zwanzig Jahre pflegte mich Tante Mine, gab mir frische Erde und neue sauber gemaschene rote Töpfe, und als ich einmal wieder zu ihrem Geburtstag blühte, zwölf Blüten trug ich damals, ich weiß es noch heute, da setzte sie mich in einen blanken weißen Porzellantopf mit goldenem Rand und schönen goldenen Löwenköpfen an den Seiten. Dann wurde ich mitten auf den Geburtstagstisch gestellt und viele, viele Menschen kamen und staunten mich an.

Du kannst dir meinen Stolz denken, lieber Gummibaum,“ sagte der Kaktus. Dann wurde er merkwürdig still und Gummibaum glaubte in den Augen des alten Vater Stachelbart ein paar silberne Tränen gesehen zu haben.

„Ja, mein Guter,“ fuhr Stachelbart fort, „und dieser Geburtstag war der letzte der guten Tante Mine. Einige Wochen darauf wurde sie krank und starb. Sie starb,“ seufzte Stachelbart und hielt einen Augenblick mit seiner Erzählung inne.

„Da waren die schönsten Tage meines Lebens dahin. Tante Tille, die Tochter von Tante Mine, zog in unser Haus ein. Eine Zeitlang pflegte sie mich noch, dann aber kamen Wochen, wo ich dursten mußte in greller Sonne. Kein feiner Brauseregen netzte mehr meine vor Trockenheit weiß gemordene Haut, ich wurde gestossen und geschubst, und als mich Tante Tille eines Morgens wieder ganz schändlich beiseite stoßen wollte, wurde ich ärgerlich und stach sie mit meinen Stacheln ganz tief in den Unterarm.

Wütend stieß sie mich beiseite, aber ich mehrte mich, so gut ich konnte, und als ich ihr den anderen Arm zerstach, rief sie dem Küchenmädchen zu: Anna, stellen Sie den nichtswürdigen Kaktus auf den Hof in die Ecke, ich will mich an ihm nicht mehr ärgern.

Liebe, liebe Tante Mine, o hättest du das erlebt!

Damals verlor ich diese Stacheln hier an der Seite“ – und Stachelbart zeigte mit Wehmut auf seine Wunden.

„So stand ich nun an der Hofecke mit Hühnermiere und Knöterich,



mit alten Töpfen und zerbrochenen Lampenzylindern zusammen und fristete ein kümmerliches Dasein.

Kein Sonnenstrahl gelangte in meine Ecke. Kröten stachen sich an meinen Stacheln die Nasen entzwei, Schnecken wandten sich von mir ab und selbst die Schmetterlinge, die am Knöterich saßen, flogen mir aus dem Wege. Fiffi, der naseweise Mops, Tante Tilles Liebling, beschnüffelte mich, beschmutzte meine Haut in ganz abscheulicher, nicht niederzugebender Weise und bellte mich mit seiner fetten Stimme jeden Morgen an. Einmal habe ich ihm mit meinen Stacheln eins auf die Nase gegeben vor lauter Wut über diese nichtsmürdige Behandlung und seitdem geht er an mir mit schiefem Seitenblick vorüber. - Ja, lieber Gummibaum, es war ein Leben in Schande und Schmach.

Als dann der Herbst kam, begann mich innerlich zu frieren. Kalter Regen tropfte aus einer alten rostigen Dachrinne auf mein Haupt und hätte sich nicht eine Spinne meiner erbarmt - ich wäre wohl längst nicht mehr unter euch lebenden Blumen.

Die Spinne webte ein ganz feines aber festes Gewebe um meine Stacheln und so kam es, daß der Regen meine Haut nicht mehr benetzen konnte. Auch die Kälte war nicht mehr so empfindlich für mich durch dieses feine Gewebe meiner Lebensretterin.“

„War die kleine Spinne deine Lebensretterin,“ fragte der Gummibaum.

„Ja, Vater Gummibaum,“ antwortete der alte Stachelbart, „das war sie. Ihr verdanke ich es, daß ich die ersten kalten Nächte ohne Schaden für meine Gesundheit überstanden habe. Wäre es kühler geworden, hätten die Nachtfroste heftiger eingesetzt, so wäre ich jämmerlich zugrunde gegangen.“

Aber es kam ein Retter in der Not. Eines Tages bekam Tante Tille Besuch von einem jungen Menschen. Es war ihr Neffe, unser jetziger Pflegevater, mein lieber Gummibaum.

Als er mich sah, meinte er, es sei doch schade um mich und hob mich auf. Er hielt bei Tante Tille um mich an und, denke dir, lieber Nachbar, er hat mich mitgenommen trotz meines bejammernswerten Aussehens. Die Schönheit meiner Stacheln war dahin, tiefe Runzeln waren in meine Haut eingegraben und mein Rücken war krumm wie der eines Kamels.

So stehe ich nun schon achtzehn Jahre hier an diesem Fenster und als du kamst, lieber Gummibaum, da hatte ich mich so einigermaßen wenigstens von meinem Leiden erholt.

Krumm bin ich ja immer noch ein wenig, aber wenn man so alt geworden ist, trägt man schließlich den krummen Rücken in Ehren. Viele schöne Stacheln sind mir wieder gewachsen und das ist doch das Beste, was ich besitze.

Einen Stolz muß ja ein so alter Geselle wie ich doch haben.

Gebüht habe ich auch schon einmal wieder, kurz bevor du hier eingezogen bist. Das war das einzige Mal in den achtzehn Jahren.

Aber ich fühle dennoch die Kraft in mir, mich wieder einmal mit schönen weißen Blüten zu schmücken. Das muß aber ein besonderer Festtag werden.“

Aber es wurde kein Festtag mehr, an dem unser Papa Stachelbart noch einmal blühen konnte.

Wenige Wochen nach seiner Erzählung starb der Pflegevater der Fensterblumen des kleinen stillen Hauses am Wallgraben.

Papa Stachelbart stand an diesem Tage in schönster Blütenpracht. Er blühte so weiß und schön, wie er nie zuvor geblüht hatte, und seinen seidenweißen Kelchen entströmte ein Duft nach Balsam und Vanille, daß die Luft des kleinen Zimmerchens davon über und über erfüllt war.

Stumm standen die übrigen Blumen am Fenster und magten kein Wort zu sagen. Nur eine meinte, und das war die Geranie, die ihre englische Abstammung immer so gerne nach außen kehrte: „Ich hätte gar nicht gedacht, daß so ein alter Griesgram noch so schön sein kann,“ und sie wandte sich zur Seite und sprach kein Wort mehr.

Auch das Löwenzähndchen war ganz traurig geworden. Es hatte auch den Pflegevater sehr lieb gemonnen, weil der ihm ruhig das Plätzchen unter dem Fenster gelassen hatte. Nun fühlte es sich ganz einsam und es dachte: es ist richtiger, wenn ich weiterfahre. Denn hier ist der Ort der Trauer und ich habe Sehnsucht nach den Geistern der Freude und den Lachkobolden.

Aber inzwischen war es Herbst geworden. Die große Müdigkeit kam über das weite Land der Pflanzen, und auch das Löwenzähndchen überlegte sich seine Weiterreise und dachte: es ist wohl richtiger, wenn ich erst ausruhe und mich schlafen lege bis die Frühlingssonne neue Kräfte spendet. – Aber hier vom Kakteenfenster ging es fort tiefer in den Garten, dort, wo die Zaunwinde neben Frau Sonnenblume stand, um das letzte Blühen, die letzte Freude und die letzten Sonnenstrahlen mitzuerleben. Da hockte es nun, ganz in sich zusammengeduckt.



Die Bäume der Großstadt hatten längst das fahlgelbe schmutzig bestaubte Laub fallen lassen und Straßenkehrer waren gekommen, es zusammenzufegen. Dann war ein großer Müllkasten daher gerummelt gekommen, hatte das Laub in seinen schmutzigen Bauch aufgesammelt und hatte es in einem kleinen Garten, wie ihrer so viele vor der Stadt liegen, wieder von sich gegeben.

Nun trugen auch die Bäume draußen vor den Toren gelbe Blätter und als ein paar kalte Herbstnächte mit Frost und Reif die grünen Weiden weiß überzogen, da fielen auch die gelben Blätter von den Bäumen, eines nach dem anderen, wie goldene dicke Federn und küselten zwischen den Hecken und auf den Wegen hintereinander her – das war ein lustiges Spiel.

„Warum bist du so traurig,“ hörte da Löwenzähndchen die Zaunminde zur Sonnenblume sagen.

„Muß ich nicht traurig sein, geliebte kleine Zaunminde, über mein Los,“ antwortete Frau Sonnenblume. „Viele Monate stillen Glücks haben wir miteinander verbracht hier in diesem kleinen traulichen Garten. Die Sonne war unser täglicher Gast, mit Wind und Sturm haben wir um die Wette getanzt, viele liebe bunte Blümlein haben zu unseren Füßen geblüht, Vöglein sangen uns in den Schlaf und sangen uns wach, und die Sterne des Himmels und der Mond leuchteten über uns in dunkler Nacht und nun, ja nun ist alles vorbei. Meine Tage sind gezählt, liebe Zaunminde, mein kurzes schönes Leben ist vorbei und nie mehr werde ich auf dieser schönen Erde blühen können wie du.“

„Frau Sonnenblume,“ sagte Zaunminde, „weißt du denn nicht, daß du im nächsten Frühling wieder erwachst aus deinem Winterschlaf? Er-machen wir Blumen nicht alle wieder und freuen wir uns nicht alle Jahr aufs neue der Sonne, des Sturmes, der Vöglein und der Sterne?“

Sieh mich an, liebe Sonnenblume. Zwölf Jahre wachse ich hier in meiner lieben Weißdornhecke, zwölf Jahre streckte ich meine schneeweißen Trichterblüten durch die grünen Blätter und halte sie der Sonne entgegen, damit sie Licht und warme Strahlen auffangen, damit Schmetterlinge und Hummeln zu mir kommen, um Honig aus meinen Blüten zu sammeln.

Wohl reißt einmal ein böser Knabe meine zarten grünen Ranken aus der Hecke, wohl gräbt einmal ein böser Mensch mit einem scharfen Spaten nach meinen Wurzeln, um mich ganz zu töten, aber ich liebe das schöne Leben und wachse um so schneller wieder der lieben, lieben Sonne entgegen.

Und immer, wenn der Herbst kommt und das Laub von den Bäumen schüttelt, und immer, wenn ein Nachtfrost meine Blätter so goldig färbt wie schöner alter Bernstein, bin ich glücklich und freue mich, daß ich schlafen kann, denn in dem Laubbett, welches mir die liebe grüne Hecke nun bald wieder bereiten wird, ist es warm und mollig und da schlafe ich, bis die liebe Frühlingssonne mich weckt.

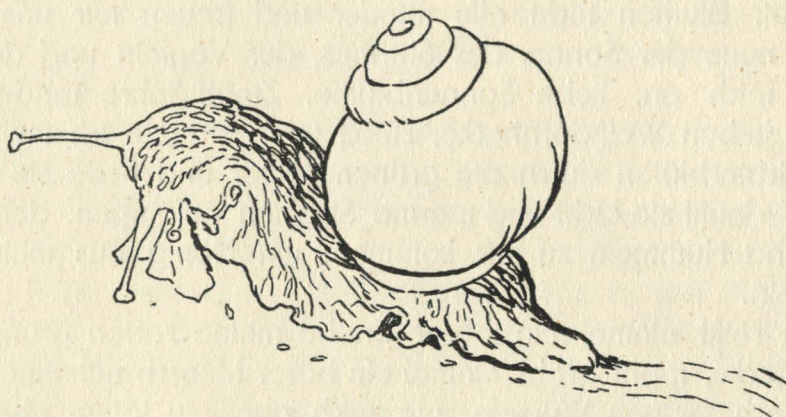
Auch du wirst wach werden, wenn die Lerchen trillern, liebe Frau Sonnenblume, und wenn es Sommer wird, werden wir wieder miteinander plaudern von Glück und Sonne. Dann werden die Hummeln wieder zu dir kommen und dich um goldigen Blütenstaub für ihre Kinderchen bitten, und du wirst ihnen schenken davon, soviel du hast. Dann tanzen wir mit Wind und Sturm um die Wette und lauschen den frohen Kinderchen, die mit Vater und Mutter im Garten arbeiten und zur Arbeit

fröhliche Lieder singen. Und auch die vielen schönen Blumen werden wieder kommen, die heute schon ins warme Winterbett geschlüpft sind.

Freue dich, meine liebe Frau Sonnenblume, sieh nicht so traurig drein, der Tod, den du fürchtest, ist kein ewiger Tod, er ist nur ein langer langer Schlaf, aus dem du wie eine Königin so stolz und schön erwachen wirst.“

Mutter Sonnenblume aber ließ das von einem goldgelben Flammendiadem ummundene Haupt traurig zur Erde hängen. Aus ihren Augen tropften dicke schwere Tränen auf den grauen Gartenboden und eine Weinbergschnecke, die müde des Weges dahergeschlichen kam, sog ihre Tränen auf und sagte: „Süße Tränen meinst du in den kühlen Herbstmorgen, gute alte liebe Frau Sonnenblume, ja, das Scheiden aus dieser schönen Welt ist schwer, auch ich gehe nun zur Ruhe, denn was soll für mich ein Leben ohne süße Kräuter und Salat. Im Frühling sehen wir uns wieder, liebe Frau Sonnenblume,“ und sie schlich vorüber, müde und matt und meinte so viele, viele Tränen, daß der Weg, den sie geschlichen, damit über und über bedeckt ward.

Es waren Tränen, die schillerten wie Silber und Perlmutter so herrlich, Tränen, wie sie nur eine Weinbergschnecke meinen kann.



„Ja, wenn ich Tränen meinen könnte wie die Weinbergschnecke um süße Kräuter und Salat,“ schluchzte Frau Sonnenblume. „Auch ich würde mit dir fröhlich sein, liebe Zaunwinde.“

Allein, ich habe nur das kurze Leben eines einzigen Sommers und eines Herbstes. Wenn der zu Ende geht, muß auch ich scheiden. Nichts anderes bleibt von mir als meine Kinder, die an meinem Herzen ruhen, liebe herzige Kinderchen, die ich nun bald allein lassen muß.

Ach könnte ich das Mutterglück erleben, sie wachsen und groß werden zu sehen. Ach könnte ich mit ihnen fröhlich sein wie du, liebe Zaunwinde mit deinen lieben Kinderchen.“

Wieder schluchzte die liebe alte Frau Sonnenblume laut auf und aus ihrem Flammendiadem fielen goldgelbe Strahlen auf die nasse Erde nieder.

Dann kamen graue Nebeltage, Regen und Wind zerzausten das Flammendiadem auf Frau Sonnenroses Haupt und als sie eines Morgens



ermachte, stand sie ohne die goldenen Strahlen im Garten, ihren stolzen Stamm vornüberneigend und ihr Angesicht traurig zur Erde niederbeugend.

„Meine armen kleinen Kinderchen,“ jammerte sie, „wer schützt euch vor Frost und vor den bösen raubgierigen Meisen. Bald werden sie euch entdeckt haben und dann hämmern sie mit ihren spitzen Dolch-schnäbeln auf euch ein, reißen euch aus meinem Herzen und fliegen mit euch fort, weit fort, um euch allsdann zu verspeisen.

Ach käme doch einer der lieben Menschen in den Garten und brächte euch in die warme Stube, damit ihr nicht frieren müßt oder gar verspeist werdet.“

Und Frau Sonnenblume betete jeden Abend voll Inbrunst zum lieben Gott, daß er ihre Kinderchen beschützen möge und der liebe Gott hatte Mitleid mit der armen sterbenskranken Mutter und erhörte ihr heißes Gebet.

Das war an einem stürmischen Sonntagsmorgen. Die kleinen Johannisbeerbüsche zitterten vor Kälte und jammerten laut, wenn der böse Windstoß durch ihre schlafenden Knospen piff. Feuchtes morsches Laub flüchtete raschelnd unter die Hecke, kroch unter das Gartenlaubdach und versteckte sich zwischen ängstlich zusammengekauerte Erdbeerpflanzen - es war eine tolle Jagd, die der Sturmwind mit den Blüten trieb. Es heulten die kahlen Bäume aus dem nahen Park herüber, und wie großen Gespenstern gleiche Tücher fegten die schwarzen Wolken am grauen Himmel dahin.

„Hui,“ heulte der Sturm, „hui, Frau Sonnenblume, willst du noch nicht schlafen gehen? Hui,“ heulte er wieder, „was stehst du noch hier, Frau Sonnenrose?

Sieh, alles ist zur Ruhe gegangen, nur du trogest noch dem Tode, nur du trogest noch meinem Zorn.“

„Hui,“ gellte es wieder vom nahen Park herüber und der böse, böse Sturm warf Frau Sonnenrose auf die kalte, feuchte Erde, peitschte sie hin und her und trieb ihr die nasse Erde ins Gesicht, daß all ihre Kinderchen, die nackt und bloß an ihrem Herzen lagen, schmutzig wurden und naß wie die Blätter unter der Hecke.

„Pfui,“ rief Frau Sonnenrose laut, „pfui, du garstiger böser Sturmwind, schäme dich doch und schone meine lieben kleinen Kinderchen. Siehst du denn nicht, wie nackend und bloß sie sind und wie sie zittern vor Kälte vor deinem eisigen rauhen Atem. Schone sie doch, wenn du mich schon zu Tode peitschen willst, ich bitte dich, Sturmwind, hab Erbarmen mit ihnen.“

Aber der Sturmwind lachte lauter auf, „hui, huiii“, piff er ums Gartenhaus herum, daß die Dachpfannen polterten und die alte eiserne Rinne vor Entsetzen klapperte. Blätter und dürres Laub küselten in milder Jagd durch den Garten und die fahlen morschen Blätter krochen tiefer unter die schützende Hecke.

„Arme, liebe, alte Sonnenblume,“ dachte
ein kleines Käuzchen,

welches sich verschüchtert und ängstlich unter den Dachvorsprung des kleinen Gartenhäuschens geflüchtet hatte, um Schutz gegen den bösen Sturmwind zu suchen, „ach könnte ich dir in deinem Schmerz helfen.“

Wüßte ich nur, wo die lieben Kinder wohnen, denen dieses einsame Gärtchen gehört, ich würde zu ihnen fliegen und sie bitten, daß sie deine kleinen nackten Kinderchen in das warme Zimmerchen holen. Wüßte ich den Weg, müßte ich das Haus, müßte ich das Stübchen nur – ich flöge sofort dahin.“

„Pfui, du garstiger Sturmwind, schäme dich doch und hab Erbarmen.“

„Ha-ha-ha-ha,“ lachte der Sturmwind, und „hui“ blies er durch die Dachpfannen, daß dem kleinen Käuzchen ganz bange wurde, und es kroch tiefer unter das Dach und schloß die großen Augen, denn es konnte den Herzensjammer von Frau Sonnenblume nicht länger mit ansehen.

Und als es Abend wurde, kam eine Fledermaus zum Käuzchen. „Der liebe Gott hat mich gesandt, dir den Weg zum kleinen Stübchen zu zeigen, darin die Kinder schlafen. Komm, laß uns eilen.“

Und Fledermaus und Käuzchen machten sich auf den Weg und flogen durch den schwarzen Abend zum Stübchen der lieben kleinen Kinder. Käuzchen setzte sich an das Fenster und rief: „Komm mit, komm mit, Frau Sonnenblume liegt in eurem Garten und bittet um ein geschütztes Plätzchen für ihre armen kleinen frierenden Kinderchen. Komm mit, komm mit. Der böse Sturmwind zerzaust die armen Kleinen und wenn ihr nicht bald kommt und sie rettet, müssen sie eines elenden Todes sterben. Komm mit, komm mit.“

„Liebes Käuzchen,“ sprachen da die Kinderlein, „jetzt müssen wir schlafen gehen, denn der Tag ist zu Ende und die Nacht ist dunkel und der böse Sturmwind bläst uns die Laterne aus, daß wir nicht wieder heimfinden können. Aber morgen früh wollen wir in den Garten kommen und Frau Sonnenblumes Kinderchen in das warme Stübchen tragen, damit sie nicht frieren und eines elenden Todes sterben.“

Fliege heim und sage der lieben Frau Sonnenblume unseren Gruß.“

Und Käuzchen flog, so schnell es konnte, zu Frau Sonnenblume zurück und meldete, wie die Kinderlein ihm befohlen.

Da freute sich die liebe gute Mutter, deckte ihre Kinderchen fest, fest zu und fiel in einen tiefen Schlaf. Sie träumte von schönen herrlichen Sonnenblumen im kleinen Garten, von Faltern und Hummeln, von Sonnenschein und bunten Blumen, und wie der Sturmwind auch heulte und pfiff, sie schlief so fest und ruhig, denn sie mußte ja, morgen würden ihre Kinderchen ins schützende warme Obdach gebracht. Und als sie am Morgen erwachte, da kamen drei kleine Kindlein in den Garten gesprungen, nahmen der alten Frau Sonnenblume die Kinderchen ab und trugen sie ins warme Stübchen, in dem sie schliefen und pflegten sie mit Liebe und vieler Freude.

Frau Sonnenblume aber nahm Abschied von den Sträuchern und Bäumen des kleinen Gartens, sie starb und ihre Blätter wurden gelb und fahl wie das Laub unter der schützenden Hecke.

Viele, viele Monate waren vergangen, viel weißer Schnee war gefallen und hatte die Felder und Gärten, die Hecken und Bäume in glänzend weiße Pelze warm eingehüllt.

Pfählchen und Gitterchen trugen weiße Dudenmützen und auf den Seen und Bächen lag spiegelblankes Eis. Warm und sorgenlos schliefen Frau Sonnenblumens Kinderchen im Stübchen der lieben kleinen Kindlein.

Und als der Frühling ins Land gezogen kam, als Buchfink und Star ihre Willkommenlieder sangen, als die schlummernden Knospen schwellten und die Blumen frische grüne Blätter in die Frühlingssonne reckten, als die Pfirsiche, Birnen und Äpfel weiße und rosenrote Kleider angezogen und alles, was Kraut und Pflanze hieß, vor sonniger Freude aus der warmen Gartendecke lustig mit grünen Trieben und Blättern sproß, da legten die Kindlein Frau Sonnenblumens Kinderchen in die duftende, vom Frühlingsregen warm und locker gewordene Gartenerde.

Da wurden sie nach die schlafenden Kinderchen, zierliche Ärmchen hoben sie empor. Die wuchsen größer und größer und wurden kräftig, reckten sich und streckten sich und breite grüne Blätter entfalteten sich und sogen die Sonnenstrahlen in sich auf, damit sie durch all die feinen und dicken Adern in den Stamm flössen und ihn stark und kräftig machten.

Und als all die Kräuter und Sträucher des Gartens groß geworden, als die Bohnen an langen Stangen in die Höhe geklettert waren und der Kürbis in der Abfallecke seine Ranken wie dicke Schlangen über den Weg schob, da waren Frau Sonnenblumens Kinderchen große schlanke Jungfrauen geworden, die über die grüne Gartenhecke hinweg in des Nachbars Garten neugierig hineinschauten.

Und als dann die goldenen Äpfel an den Zweigen schaukelten, trug ein jedes der Jungfrauen ein herrliches, goldig leuchtendes Strahlendiadem auf dem Haupte, so herrlich wie es Frau Sonnenblume getragen hatte, und die Blumen des Gartens nannten sie ihre Königinnen.

So standen sie stolz und leuchtend wohl viele Wochen lang und lebten in inniger Freundschaft mit der alten guten Zaunwinde, die mit ihren weißen Trichterblüten herrlicher als je die grüne Hecke schmückte.

Und sie hatten Freundschaft geschlossen mit den Kindlein, der Fledermaus und dem Käuzchen und waren so glücklich wie es Blumen nur sein können.

Und Freundschaft hatten sie auch geschlossen mit dem Blumenbrüderlein Löwenzahn aus Wiesenland, was da zu ihren Füßen aus seinem Winterschlaf erwacht war und nun gleich ihnen der Sonne sein goldenes Gesichtchen zu wandte. Nur eine war unter ihnen voller Hochmut und Stolz, eine spottete über das Löwenzähnhchen, den kleinen Knirps, und sagte: „Was tust du hier bei uns Hochgewachsenen, der du tief an der Erde bleiben mußt?“

Dem Lömenzahn aber saß der Schelm im Nacken. Er hatte ja sein Flugzeug und mußte um die Erdgebundenheit der andern. Darum antwortete er keck: „Ich bin ja viel höher als du.“ Und als die Stolze darob vor Zorn mit den Blättern nach ihm schlug, hörte sie plötzlich einen feinen Summton, ungewohnt, anders als das Summen der Bienenfreundin. Sie sah auf und ließ vor Schrecken ein paar ihrer zarten Samenkinderchen fallen, die noch in ihren goldenen Blütenbetten lagen.

„O, seht doch den Lömenzahn“ rief sie, denn das Summen kam von Lömenzähnhens Flugzeug her, das schon hoch über ihren Köpfen schwebte. Da standen sie nun alle mit in den Nacken gelegten Köpfen und schauten seinem Fluge nach.

„Siehst du, Schwester, sagte die Mildeste unter ihnen, „er ist doch grösser, höher als wir, wenn er auch minzig und bescheiden unter uns stand. Nicht jedem sieht man von außen an, was in ihm steckt, - und das, was das Lömenzähnhchen immer sagte: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land“, ist ein weises Wort. Zurückhaltung, Bescheidenheit und Freundlichkeit, das waren die Hüte, die das Lömenzähnhchen trug, obwohl es weiterkommt als wir, ihm steht die ganze Welt offen.“

„Wart nur,“ sagte die Stolze zur sanftmütigen Schwester, „warte, wenn's ihm nur nicht so geht, wie dem Prinzeßchen Ungeduld, von dem Frau Zaunmide mir neulich erzählte, und das auch immer in die Welt hinaus wollte, höher und höher hinauf.“

„Was ist mit Prinzeßchen Ungeduld,“ fragten die andern rasch und begierig, denn Blumen sind unendlich neugierig. Und die Stolze erzählte:

Das war vor vielen, vielen Jahren, da hatte Kapitän Andersen Prinzeßchen Ungeduld auf seinem stattlichen Dreimastsegler aus Ostindien, wo sie ihm als kleines, zierliches, kaum stecknadelkopfgroßes Samenkörnchen irgendwo im Walde entgegengesprungen war, mit nach Hause gebracht und nun stand sie als schlankes, stattliches Jungfräulein zwischen den Kapuzinern, den Nelken und Steckrosen hart am Eingang des kleinen Schifferhäuschens und schaute sich neugierig die neue Heimat an.



Da stand ein riesengroßer grüner Bogen über der kleinen grün-gestrichenen Holzpforte, in dem häßliche graue Vögel immerfort kicherten und piepsten, da hockte auf einem morschen Pfahl eine große hellgrüne Salzsäureflasche, in welcher sich die Wolken des Himmels und die Sonne spiegelten, da lag vor einer umgestülpten Tonne an einer langen Kette ein struppiger Haushund, der immer knurrte und bellte, wenn jemand hinter der hohen grünen Hecke vorüberging, und auf dem alten ver-mitterten Strohdach, welches kaum um einen Meter von der Erde ent-fernt war, wuchsen sonderbare Pflanzen mit dicken fleischigen Blättern.

„Wie häßlich sind diese garstigen Pflanzen,“ sagte Prinzessin Ungeduld, gut, daß ich nicht bin wie diese,“ und sie warf stolz ihr Köpfchen in den Nacken und reckte ihre rosenrote Blütenkrone in die Sonne, daß sie leuchtete wie ganz frisch geschliffene Rubine.

Die übrigen Blumen des kleinen Gartens bewunderten sie um ihrer Schönheit willen und sie waren freundlich zu Prinzessin Ungeduld und machten vor ihr artige Knixchen. Aber Prinzessin Ungeduld achtete ihrer nicht, hob stolz ihr Köpfchen und tat, als könne sie nicht sprechen.

So verging der erste Sommer in Prinzessin Ungedulds neuer Heimat und als es Herbst geworden war, veränderte sie sich wieder, wie immer, wenn sie des Stehens an einem anderen Ort überdrüssig war, in ein kleines Samenkörnchen, das nicht größer war als ein Steck-nadelkopf, schlüpfte in ihr weiches grünes Bettchen und sprach zu sich: „Ach käme doch jemand, der mich fortrüge in einen vornehmen Garten mit edlen Blumen und edlen Kräutern. Hier hinter diesen langweiligen grünen Hecken will ich nicht länger mein Leben fristen, ich will dorthin, wo die Rosen blühen, die Lilien und die Rittersporne, dorthin, wo schöngekleidete Menschen auf goldenen blühenden Kieswegen wandeln und der Gärtner mich pflegt und wartet, mich putzt und badet.“

Aber es verging Woche auf Woche und keiner war gekommen, Prinzessin Ungeduld fortzutragen in einen vornehmen Garten. Und wieder vergingen viele Tage, und als es kälter und kälter wurde, als der eisige Novemberregen vom Himmel niederprasselte und grauer Nebel in den Garten Kapitän Andersens einzog, da faßte sie einen kühnen verwegenen Plan.

Sie wollte dem ersten besten Menschen, der zu Kapitän Andersen in den Garten kam, einfach auf den Rand des Hutes springen, um so wenigstens aus ihrer Gefangenschaft herauszukommen. Das weitere würde sich schon finden, meinte sie.

Und als eines Tages ein vornehmer Herr durch den kahl gemordenen Laubenbogen in Kapitän Andersens Garten trat und leicht mit seinem Rockärmel das Bettchen berührte, in dem Prinzessin Ungeduld versteckt lag, schleuderte sie mit einem Ruck die weichen Kissen zur Seite und sprang mit einem großen Satz auf den Hutrand des fremden Besuchers, schlüpfte unter die graubraune Schleife und hielt sich mit ihren kleinen



Händchen tüchtig fest, damit sie die Reise hoch oben auf dem Hutrand auch unternehmen konnte, ohne herunterzufallen.

Da saß sie nun wohlgeborgen und keiner der vielen Menschen, an denen sie vorübergingen, konnte sie entdecken.

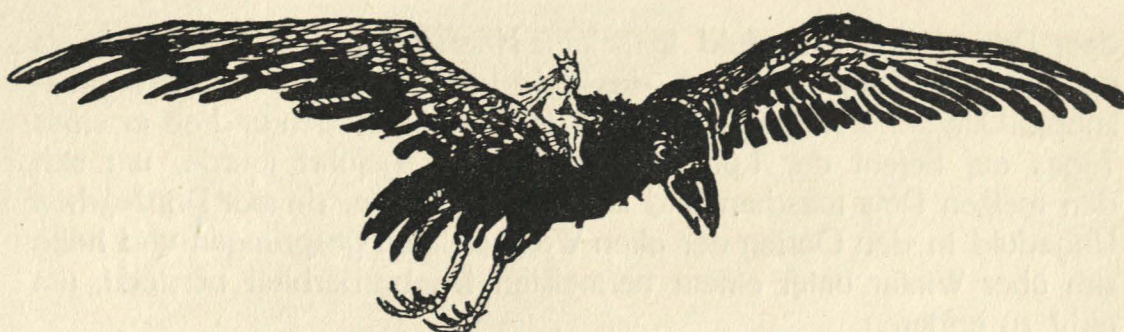
Sie wanderte auf dem Hut des fremden Menschen durch viele Straßen, fuhr über ein großes tiefes Wasser, und als sie einen riesengroßen Park mit vielen großen Bäumen, von denen dicke Wassertropfen unaufhaltsam zur Erde fielen, durchschritten hatten, gelangte Prinzefchen Ungeduld in eine wunderschöne Gegend mit herrlichen Häusern, die von schmucken weiten Gärten umgeben waren.

In einen dieser Gärten trat der fremde Mensch ein, und als er ein Stückchen Wegs gegangen war, nahm Prinzefchen Ungeduld sich ein Herz und sprang mit großem Satz vom Rand des Hutes herunter und fiel auf das frisch gegrabene Gartenbeet.

Nackt und bloß lag sie vor Kälte zitternd viele Tage und Nächte auf der schwarzen Erde, und als der erste Schnee in dicken Flocken vom Himmel fiel, als sie vor eisiger Kälte begann laut zu jammern und zu klagen, erbarmte sich ihrer ein dicker Regenwurm und zog das kleine Prinzefchen Ungeduld unter die dunkle warme Erde.

So schlief sie viele Wochen und Monate unter der warmen, weichen Decke. Dann wurde es Frühling, und als die Sonne höher und höher stieg, verwandelte sich Prinzefchen Ungeduld wieder in ein schönes stattliches Jungfräulein.

„Wie lieblich ihre Blüten anzuschauen sind,“ flüsterten die Blumen des Gartens, „und wie stolz sie ihre Blätter trägt,“ meinte die Rose, „kommt,“ sagte die feurigrote Lilie, „laßt uns sie begrüßen, damit sie mit uns fröhlich ist.“ Aber Prinzefchen Ungeduld hob stolz ihr Köpfchen und antwortete keiner der vielen schönen Blumen, und was sie sich auch für Mühe gaben, ihr den Aufenthalt im Garten recht angenehm zu machen, sie blieb schweigsam und zog ein mürrisches Gesicht.



Auch der Gärtner machte nichts zu ihrer Zufriedenheit. Wie er auch den Gartenweg, an dem sie stand, mit blinkendem goldenen Kies bestreute, wie er sie auch putzte und badete, sie blieb unzufrieden und schob ihr Köpfchen stolz in den Nacken, wenn die vornehmen Menschen kamen sie zu bewundern und sie anzustauen.

„Ich habe nicht länger Lust, in eurem Garten zu stehen,“ sprach sie, und als es wieder Herbst wurde, verwandelte sie sich abermals in ein klein winziges Samenkorn, legte sich in ihr grünes weiches Bettchen und meinte:

„Ich will im Garten des Königs blühen und mit den Prinzessinnen und der Königin zwischen herrlicheren Blumen lustwandeln.“

Und so kam es, wie sich's Prinzefchen Ungeduld wünschte.

Ein großer schwarzer Rabe hüpfte des Wegs daher, um zwischen den Blumen und den Sträuchern Käfer und Schnecken zum Schmaus zu suchen. Der streifte mit seinem schwarzen Wams das Bettchen des kleinen Prinzefchens und kaum hatte er das getan, da schnellte sie in die Höhe, schleuderte die weichen Kissen zur Seite und sprang dem alten Raben ins Gefieder.

Der Rabe trug Prinzefchen Ungeduld in den Park des Königs und als es wieder Sommer geworden war, hatte sie sich in ein stattliches Jungfräulein abermals verwandelt.

Nun stand sie mit all den schönen herrlich leuchtenden Blumen vor dem Schloß des Königs und sie reckte stolz ihre Blätter in die Höh' und schmückte sich mit vielen hundert rosigen Blüten. Aber die schönen prächtig leuchtenden königlichen Blumen achteten ihrer nicht, sie wandten sich ab, wenn Prinzefchen Ungeduld mit ihnen sprechen wollte und auch die Königin mit ihren kleinen Prinzessinnen ging tagtäglich an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Da wurde Prinzefchen Ungeduld traurig, ließ das stolze Köpfchen hängen, meinte und sprach: „Ach wäre ich bei all den lieben Blumen in Kapitän Andersens Garten geblieben und hätte mich nie dieser schwarze garstige Rabe in den Park des Königs getragen.“

Nie mehr will ich trotzig sein und ungeduldig - ach käme doch jemand, der mich wieder fortbrächte von hier.“

Diesmal war es ein schlanker weißhaariger Windhund der Königin,

dem Prinzeßchen Ungeduld in seinen Haarschopf gesprungen war als minzig kleines Samenkörnchen, das nicht größer war als ein Stecknadelknopf. Der hatte sie viele Tage mit sich herumgetragen und als er eines Tages auf Befehl der Königin zum Wäscher geführt wurde, um sich den weißen Pelz waschen und kämmen zu lassen, da war Prinzeßchen Ungeduld in den Garten der alten Wäschersleute gesprungen und hatte sich über Winter unter einem verwelkten Rhabarberblatt versteckt, um nicht zu erfrieren.

Da blühte sie nun den ganzen Sommer hindurch zur Freude der beiden Alten und mit den übrigen Blumen des Gartens hielt sie gute Freundschaft.

Aber als der Herbst gekommen war, überkam Prinzeßchen Ungeduld wieder die Lust zum Wandern.

Es war ein kleines Mägdlein, dem sie ins Einholekörbchen hüpfte. Das schüttete sie in den Garten und Prinzeßchen Ungeduld wuchs im kommenden Sommer stolz zwischen Kohl und Salat und als dann des Bahnmärters Frau in den Garten kam, sich Kohl zu kaufen, da war sie flugs in den Kohlkopf gesprungen und hatte sich zwischen den Blättern versteckt.

Zu früh hatte sich Prinzeßchen Ungeduld aber wieder aus den Kohlblättern herausgemagt. Noch ehe des Bahnmärters Frau die Anhöhe zu ihrem kleinen Gärtchen erstiegen hatte, war sie fortgesprungen und blieb ganz nahe an den Schienen liegen.

Da brausten die Züge vorüber und bliesen dem armen Prinzeßchen Ungeduld den Dampf ins Gesicht, Staub setzte sich auf ihre Blätter und ihre schönen rosigen Blüten wurden schwarz und häßlich. Sie fristete ein kümmerliches Leben und ihre blanken stolzen Stiele zerzausten in dem Zugwind der vorübereilenden Eisenbahnen.

An einem kühlen Herbsttag aber, als sich Prinzeßchen Ungeduld wieder in ein kleines minziges Samenkörnchen vermandelt hatte, welches nicht größer war wie ein Stecknadelknopf, da tat sie den kühnsten Sprung ihres Lebens. Sie schnellte mit solcher Gewalt auf das Trittbrett eines vorüberfahrenden Schnellzuges, daß sie für kurze Zeit die Besinnung verlor. Zum Glück war sie gerade in eine tiefe Spalte gefallen, so daß sie nicht abstürzen konnte.

So eilte Prinzeßchen Ungeduld durch die Welt, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Garten zu Garten.

Und auch heute noch, wenn ihr das kleine grüne Bettchen berührt, in dem sie zur Herbstzeit in ein kleines minziges Samenkörnchen vermandelt ruht, so springt sie euch entgegen, setzt mit vermegenem Sprung über Mauern und Hecken, haftet an euren Kleidern fest oder versteckt sich in euerm Haarschopf und ihr tragt sie, ohne daß ihr's mißt, von Garten zu Garten.

So gelangte sie auch eines schönen Tages wieder in Kapitän Andersens Garten mit dem großen grünen Laubbogen über der grün-



gestrichenen Holzpforte und der Salzsäureflasche auf dem morschen Pfahl, in der sich die Wolken und die Sonne spiegeln, mit dem struppigen Haushund vor der umgestürzten Tonne und den sonderbaren Pflanzen mit den dicken fleischigen Blättern, die auf dem verwitterten Strohdach wuchsen.

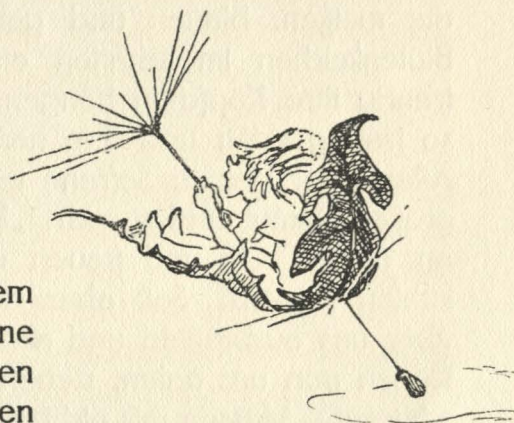
Aber geblieben ist sie auch diesmal nicht zwischen den Kapuzinern, den Nelken und den Stockrosen.

Voll Ungeduld ist sie auch hier wieder fortgezogen. Wohin? . . . das kann ich euch nicht sagen. - - -

Inzwischen war das Lörenzähnen weiter und weiter geflogen. Diesmal wollte es ganz was besonderes erleben und dachte bei sich:

Ich flieg einmal in Gottes Garten. Vielleicht kann ich mich dort verstecken und sehen, wie die Himmelsblüten leben.

Es flog und flog, höher und immer höher. Sonne, Mond und Sterne zeigten ihm abwechselnd den Weg, und nach vielen Tagen und Nächten kam das Flugzeug vor die Pforte des Himmelsgartens. Lörenzähnen-



chen stellte sein Flugzeug unter, schlüpfte unter ein riesengroßes Kastanienblatt und wartete gespannt auf das Himmelsleben.

Nicht lange lag es da und horchte, als Gott der Herr des Weges kam und sprach: „Dieser Park ist schön, aber nun will ich mir einen Garten schaffen, in dem ich ausruhen kann von aller Arbeit.“ Und Gott der Herr rief alle Bäume, Sträucher und Blumen der Erde zusammen und setzte sie in seinen Garten. Und da die Sonne nicht aufhörte zu scheinen, und da es warm war und kühler Regen fiel, die Bäume, Sträucher und Blumen zu erquicken, so wuchsen sie zu seiner Freude und blühten ohne Unterlaß und sandten süße Düfte in den Garten. Und Gott der Herr hatte Wohlgefallen an ihnen und pflegte sie mit seiner göttlichen Liebe.

Und jeden Tag wandelte er durch seinen großen Garten, fragte ein jedes Blümlein nach seinen Wünschen und erfüllte diese, soweit sie zu seinem Heile dienten.

Und wie er so wandelte zwischen seinen Blumen, da erblickte er die weißen, blauen und gelben Safrane, die mit engverschlossenen Blütenkelchen im Schatten eines großen Walnußbaumes standen und traurig ihre Köpfechen hängen ließen, und als er sie fragte, warum sie so traurig seien und ihre herrlichen Blüten nicht öffneten, da trat die Älteste der kleinen Safrane im gelben Kleidchen vor, verneigte sich in großer Demut und sprach: „Lieber Gott, seit vielen Jahren stehen wir an diesem Ort und freuen uns der lieben warmen Sonne und des kühlen Regens. Seit aber der Walnußbaum sein dichtes Blätterdach über uns ausbreitete und alle warmen Sonnenstrahlen und allen kühlen Regen von uns nahm, stehen wir traurig da und müssen unsere Blüten schließen. Müssen wir nicht traurig sein, wo alle Blumen deines Gartens sich deiner Sonne und deines Regens täglich freuen können, wo alle anderen Blumen süße Düfte in den Garten senden, dich zu erquicken und dich mit ihren leuchtenden Farben zu erfreuen?“

Und Gott der Herr hatte Mitleid mit den kleinen Safranen und sprach: „Geht fortan auf die Erde und erfreuet die Menschen mit euren Blüten. Damit aber die großen Bäume euch nicht wieder die warme Sonne fortnehmen und den kühlen Regen, so sollt ihr fortan im frühesten Frühling blühen, noch ehe die Bäume grüne Blätter bekommen.“

Und er segnete die kleinen Safrane, öffnete ihnen das Tor seines Gartens und sie wanderten fröhlich zur Erde nieder in die Gärten der Menschen.

Da blühen sie nun, wenn kaum der Schnee an der ersten Frühlingssonne getaut ist und schmücken die Gärten mit ihren seidenartigen blauen, weißen und gelben Blütenmäntelchen und reichen den Bienen goldenen Pollenstaub und süßen Honigseim.

Viele der kleinen Safrane aber hatten die Weisungen des lieben Gottes vergessen und hatten sich auf dem langen Wege zur Erde und zu den Gärten der Menschen verirrt. Sie waren in die Wiesen und



F. Schenkel

Täler geraten und müde von der langen Wanderung hatten sie beschlossen, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Und als sie ihre blauen feinen zarten Blüten in der Sonne auseinanderbreiteten und so recht von Herzen fröhlich waren, kam eine Kuhherde langsam daher und verspeiste die armen kleinen Safrane mit Stumpf und Stiel.

Nur wenige, die sich flugs hinter hohen Grasbücheln versteckt hatten, waren mit dem Leben davongekommen. Die eilten zum Garten des lieben Gottes zurück und baten um Einlaß.



Aber Gott der Herr sprach: „Wäret ihr nicht vom Wege abgemichen, hättet ihr euch hübsch folgsam zu den andern Schwestern gehalten, so hättet ihr euch nicht verirrt. Aufnehmen kann ich euch nicht wieder in meinen Garten. Kehret daher zurück in eure Wiesen und Täler, seid fruchtbar und mehret euch und damit ihr fortan nicht wieder von den Kühen verfolgt werdet, will ich euch mit den Waffen des Giftes ausrüsten.“

Und Gott der Herr tropfte einer jeden der kleinen Safrane scharfes Gift ins Herz. Als aber das Gift den kleinen Safranen durch die Adern floß, verirrten sich ihre Sinne, sie vergaßen Zeit und Stunde und ihre tiefblauen Blütenkleidchen nahmen rosige Farben an, darüber ein duftig blauer Hauch ausgebreitet lag.

Und sie lobten Gott den Herrn und dankten ihm für seine große Güte.

Dann nahmen sie Abschied von Gottes herrlichem Garten und wanderten durch viele Tage und Nächte zu ihren Wiesen und Tälern zurück.

Und immer wenn der Sommer zur Ruhe geht, wenn alle Blümlein weit und breit zum Schlafengehen sich anschicken, blühen sie in ungeahnter Pracht und Herrlichkeit und schmücken die grünen Wiesen und weiten Täler mit ihren rosigen, duftigblau überhauchten Kelchen. So prangen sie bis in den Spätherbst hinein und werden hinfort von den Kühen nicht mehr verspeist.

Die Menschen gaben ihnen den Namen „Herbstzeitlose“, weil sie der Zeit nicht eingedenk ihre zarten Blüten im Herbst entfalten, ihre Blätter und Früchte aber erst im nächsten Frühjahr aus den grünen Gräsern der Wiese recken.

Ihrem Samen aber hatte Gott der Herr Heilkraft verliehen und die Menschen kamen und sammelten sie und bereiteten daraus heilsame Arznei gegen Gicht und schmerzhaft Gliederreißen.

Und Gottes Güte wollte den Menschen noch mehr Schönes schaffen, auf daß sie Freude hätten an ihrem Erdendasein und er sprach zu den Himmelsbewohnern:

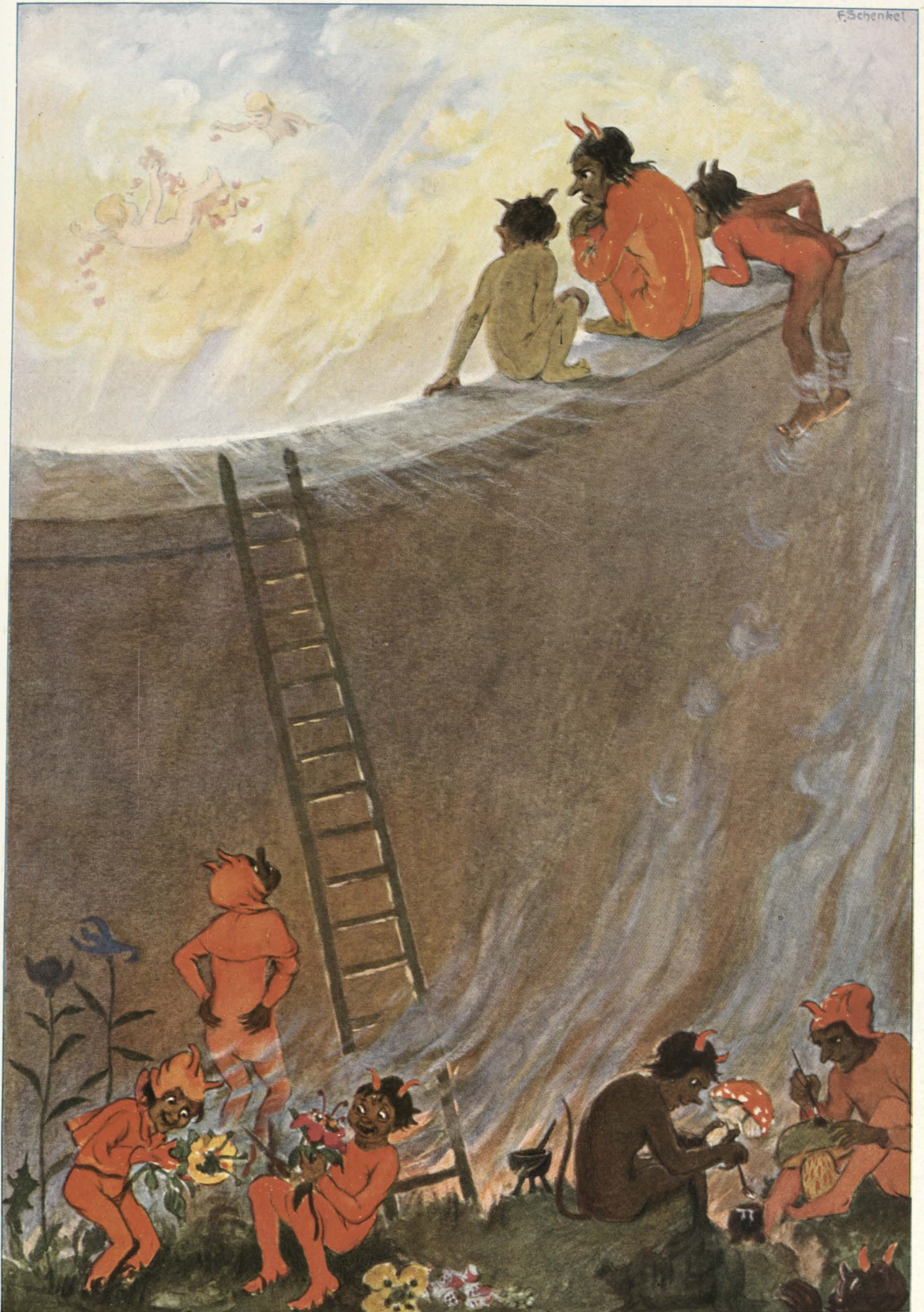
„Wir wollen noch mehr Blumen schaffen, noch schönere, damit die Menschen gütiger werden und sich lieben untereinander.“ Da gab's in allen Himmelssälen ein eifriges Malen und Kleben, an den Tischen, an denen die Gehilfen und Lehrlinge in emsiger Arbeit vertieft saßen, leuchteten alle Farben, die man sich nur denken konnte, und die Mischer hatten alle Hände voll zu tun, die Befehle und Anregungen des großen Meisters gewissenhaft durchzuführen. Es waren wohl die schwersten, aber auch die schönsten Schöpfungsmochen.

Seit da oben in den sonnigen Räumen die Himmelswerkstatt eröffnet ward, war dem Teufel nicht rosig zu Mut. Immer schlechter wurde seine Laune und er sprach zu seinem Höllenmeister: „Es geht nicht an, daß wir müßig zusehen wie dort oben gearbeitet wird. Zweifellos versuchen die Himmelsbewohner die Menschen fest an ihre Seite zu bringen, denn das, was da vor sich geht, ist eitel Verblendung der Augen und der Sinne. Geh, und sieh hinter die Geheimnisse zu kommen und melde mir, was zu tun ist, denn wir müssen eilen und gleiches schaffen, sollen uns nicht die Mitglieder unserer Gemeinde abtrünnig werden.“

Der Höllenmeister nahm sich den bedeutendsten Künstler, den er hatte, mit auf den Weg und beide lauschten und stahlen mit den Augen so gut und soviel sie vermochten.

„Sofort an die Arbeit“ schrie der Teufel, als der Höllenmeister berichtet hatte, „und säumt nicht, damit wir zur gleichen Zeit fertig werden, wie jene da. An Farben fehlt es nicht, auch nicht an Händen, gebt euer Bestes, es soll euch nicht gereuen.“

Niemand konnte sagen, daß die Höllenbewohner ohne Geschicklichkeit und Künstlertum waren, denn es wurden in bewundernswert kurzer Zeit ganze Körbe mit den schönsten und seltsamst geformten Blumen angefüllt. Aber wie ähnlich diese auch den Himmelsblumen waren,



die Zartheit und Lieblichkeit jener konnte der Höllenmeister nicht erreichen, das mußte er zu seinem größten Aerger gemahr werden; es fehlte eben das Letzte und Feinste, und das war die göttliche Eingebung, die dem Teufelsvolk nicht innewohnte und die es sich nicht erzwingen konnte. Darob erboste der Teufel und aus Niederträchtigkeit und Ärger flößte er den Blumen Säfte ein, die den Menschen, die nicht zu seinem Reiche zählten, Schaden zufügen sollten auf irgend eine Art, sei es durch Rausch oder Leidenschaft, auf daß er dann ihre Seelen geminne. Aus der Möhre, die Gott den Erdenbewohnern zur Nahrung schuf, machte darum der Höllenmeister den Schierling, aus der Glockenblume den Fingerhut, aus dem Buschwindröschen die Küchenschelle und aus der Calla den Aronsstab. - Ganz besondere Freude aber bereitete den Gehilfen die Anfertigung der Pilze, denn sie hatten wenig Arbeit damit und konnten in unbewachten Augenblicken tändeln und müßig sein, ohne daß es der Meister an der Anzahl festzustellen vermochte. Und doch wollte auch diese einfache Arbeit trotz der genauesten Abzeichnungen des Höllenkünstlers nicht vollendet gelingen. Der himmlische Pfifferling wurde unter den Händen des Höllensbildhauers zum giftigen Eierschwamm, der Steinpilz zum widerlichen Satanspilz, der köstliche Champignon zum Knollenblätterpilz und selbst der Fliegenpilz, zu dessen lockender Verzierung der letzte Rest einer köstlichen roten Farbe verbraucht war, wurde darum doch nicht edler und anmutiger als sein Vorbild, der Knollenblätterschwamm.

Teufelsmerk blieb Teufelsmerk,
so sehr sie sich auch mühten.

„Was pfuschst du dir da zusammen“, schnauzte der Höllenmeister den Gehilfen an, der in einer dunklen Ecke am äußersten Ende des



Klebetisches saß. „Eine Mohnblume“, antwortete der Gehilfe mit teuflisch leuchtenden Augen. Er hatte eben die Blüte angeklebt, die schwarz war wie die Nacht und glänzte wie Seide. „Das hast du gut gemacht“, lobte der Höllenmeister, „schwarze Blüten habe ich in der Werkstatt da oben nicht entdecken können, so genau ich auch hinschaute. Das wird ein Staunen sein unter den Menschen.“

Aber die Menschen, so sehr sie auch staunten, gingen in weitem Bogen drum herum und sagten: „Das ist die Blume des Todes“, und mieden sie.

Es mochten Monde vergangen sein, da wandelte Gott im Gewande eines Wanderers durch die Gärten der Erde, um sich sein Werk anzuschauen. Die Verbannte, in tiefem Schmerz Trauernde flehte ihn an und sie erregte sein Mitleid. Und Gott sprach: „Wenn ich dir auch das Blut der Hölle nicht nehmen kann, so will ich dir doch ein leuchtendes Gewand geben, auf daß die Menschen dich hinfort gern haben.“ Und als er die Blüte sanft zwischen seine Hände nahm, wich die Farbe des Todes und sie glühte auf wie das Morgenrot, und auf den dunklen Kranz ihrer Staubfäden legte sich der violette Glanz des scheidenden Sommertags.

Nur im tiefsten Grunde ihrer Seele blieb ein schwarzer Fleck zurück, den sie bis ans Ende zu tragen verdammt ist als Zeichen und Warnung, daß in ihrem Innern dunkle Kräfte schlummern, die Leidenschaften wecken und die Menschen ins Reich der Hölle locken. - -

Lömenzähnen tat nichts, es staunte nur immer aufs neue über das, was es sah und hörte und dachte in seinem Sinn: „Hier möchte ich länger wohl bleiben.“

Aber eines Tages ging Gott durch den Garten, trat zum Lömenzähnen und sprach:

„Nun hast du lange genug hier gelauscht. Ich sah dich gleich als du kamst und sah auch, daß die Kastanie dir Obdach gab. Ich ließ dich gewähren, denn ich mußte ja, daß du nichts Böses wolltest, daß nur Neugierde dich trieb, in den Himmelsgarten zu fliegen. Da hier aber niemand ungerufen erscheinen darf, Neugierde auch sehr unschön ist, will ich dich strafen, indem ich dich auf die Erde schicke an einen Ort, da du drei Jahre lang bleiben mußt und stille stehst an einem Ort. Dein Flugzeug soll dich drei Jahre lang nicht weiter tragen. Du sollst bleiben an einer Stätte, damit du das Warten und Stillesein lernst.“

Das Lömenzähnen zitterte am ganzen Leibe und meinte herzzerbrechend. Da hatte Gott, der Herr, Mitleid mit ihm und sprach: „Weil dich dein Tun gereut, sollst du zwar stille sein an einem anderen Ort, aber die Bewohner des grünen Reiches, in dem du leben wirst, werden dir Geschichten erzählen, um dir das Wartenlernen zu erleichtern. Nun richte dein Flugzeug und fahre nordwärts bis du an einen Weiher kommst, der zwischen Wiesen und Kornfeldern liegt. Dort laß dich nieder und bleibe, bis ich dich rufe.“



FS

Lömenzähnnchen schluchzte so sehr,
daß alle Himmelskinder auch anfangen zu weinen. Kaum konnte es
vor Tränen sein Flugzeug richten und es mährte lange, bis es langsam,
langsam abflog.

Es flog und flog. Der Wind trieb ein böses Spiel mit ihm, sodaß
es ängstlich Ausschau hielt nach dem Weiher, da es landen sollte. -

Und eines Morgens lächelte der Herrgott nieder. Da schien freundlich
die Sonne und da plötzlich entdeckte Lömenzähnnchen den Weiher. Der
lag einsam und verträumt, so lichtblau wie der Himmel im Junimonat
zwischen Wiesen und grünen Kornfeldern und zauberte weiße Lämmer-
molken nieder, die über ihm am blauen Himmel dahingezogen. Gold-
grünes Schilf raschelte an seinen Ufern, Rohrkolben standen stolz auf-
recht im klaren Wasser und spiegelten sich darin wie eitle Kinderchen.
Um gelbe Schwertlilien gaukelten die blauen und roten Wasserjungfern.
Im Sonnenglast badeten silberne Wasserrosen, der Wasserhahnen-
fuß blühte und seine Blütenpracht lag wie frisch gefallener glitzernder
Schnee grün umsäumt mitten auf dem Spiegel des himmelblauen Weihers.
Hier ließ sich Lömenzähnnchen nieder und stand still am Ufer.

An diesem Tage stillen Sommersonnenglücks tauchten auch die
Wassernixchen aus der Tiefe, um sich mit Faltern und Wasserjungfrauen

zu vergnügen und auf schaukelnden Blättern der Seerose ihre zarten Glieder zu sonnen.

Da begab es sich, daß die Sonne sich verdunkelte und ein böser Sturmwind aus Westen daherblies. Der trieb ein tolles Spiel mit Schilf, Rohrkolben und Schmerkolben und Schmerlilien, schüttete den grauen Staub der Landstraße in die vergoldeten Kelche der Seerosen, peitschte den glatten Spiegel des Weihers, daß das Wasser sich aufbäumte und seine Wellen über Blätter und Blüten zusammen schlugen.

Um dieselbe Zeit aber befand sich Prinz Wunderhold in einem leichten Nachen auf dem See und geriet durch den Sturm in große Not. Sein kleines, mit silbernen und goldenen Wänden geziertes Fahrzeug hatte sich auf die Seite gelegt und Prinz Wunderhold lag hilflos zwischen den grünen Blättern des Wasserscheer und rief in seiner Not um Hilfe.

Da schwammen die kleinen Wassernixchen herbei, um ihn vom Tode des Ertrinkens zu retten. Sie sprachen: „Edler Prinz, ihr tatet der Wunder viel in eurem Reich, Blumen und Blüten schufet ihr und edle Bäume ließe ihr sprießen mit königlichem Wuchs und schlankem Gezweig, daran mundersame Blätter haften und Früchte, wie sie unter der Sonne unseres Nordens nirgends zu schauen waren.

Wollt ihr, daß wir euch retten, so erfüllt uns einen Wunsch. Schaffet uns einen edlen zarten Baum, der so schlank ist wie eine Königin, der stolz ist, wie ein König und dessen Zweige so zart und lieblich anzuschauen sind, wie das Goldhaar der Prinzessin, eurer edlen Gemahlin. Schaffet uns einen Baum, welcher schneller wächst als alle anderen Bäume unseres Landes und gebt ihm die Kraft, uns vor Stürmen und bösen Wettern zu schützen.“

Da antwortete Prinz Wunderhold: „Wohlan ihr kleinen Nixchen, euern Wunsch will ich erfüllen. Aber eilet zuvor in die Lande und bringet mir eine jede, was sie finde: Ein Blättchen, ein Tröpfchen oder gar ein Hälmchen.“

Als die Nixchen das vernahmen, freuten sie sich über Prinz Wunderholds Versprechen. Sie zogen ihn ans Land, ihrer drei sorgten sein und gaben ihm süßen Wein zum Trinken und mit edlen Kräutern gemürztes Brot zum Essen, auf daß er sich stärke und guter Dinge sei. Die übrigen aber flogen, um zu bringen, was ihnen der Prinz geheißen.

Die erste ließ sich am grünen Wegrain nieder und suchte sich ein frisches hellgrünes Blättchen des Spitzwegerichs. Die zweite flog zum



Stamm der alten verhußelten Kopfweide, brach von ihrer Rinde ein Stückchen und flog damit heimwärts. Die dritte nahm vom purpurgoldenen Saum der Abendröte ihr Teil. Die vierte vom Weiher ein Wassertröpfchen. Die fünfte aber brach vom Schilf das Wispern und Flüstern und legte es Prinz Wunderhold zu Füßen. Nur die sechste kehrte heim, ohne ihren Anteil zu bringen und sie war darob sehr traurig.

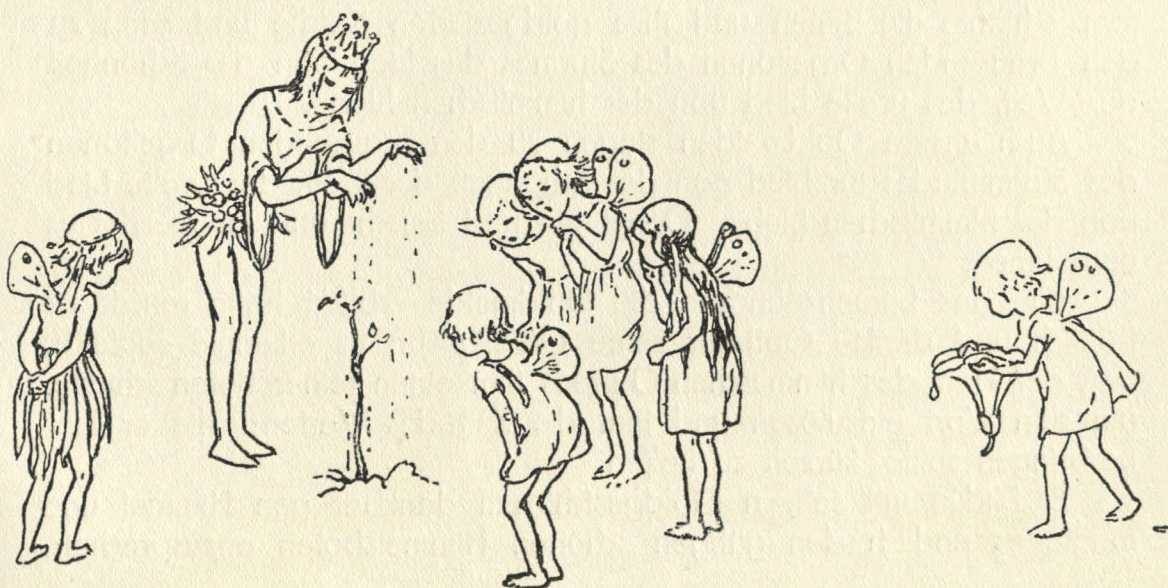
Da sprach Prinz Wunderhold: „Gib mir von deinem Goldhaar soviel wie ich gebrauche.“ Und sie schnitt ein Paar der köstlichsten Strähnen ihres Haares ab und legte sie zu den Gaben der anderen.

Prinz Wunderhold aber nahm dieselben zusammen, schüttete sie in seinen hohlen Stab, schlug mit dem Sporn seines Stiefels ein Loch in das Ufer des Sees und pflanzte den Stab da hinein. Dann sprach er seine Zauberformel:

Wachse zum Stamm, du braune Rinde,
Walle du Goldhaar und wehe im Winde,
Wand're du Tröpfchen und neße das Laub,
Weile du Goldsaum am herrlichsten Kleide,
Wachse du Sproß und werde zur Weide.

Und die Nixchen brachten in Blüten der Ackermindel klares Wasser und neßten damit die Stelle, in welche der Stab eingesenkt war. Und als Prinz Wunderhold seine Hände noch einmal wie zum Segen über den in der Erde liegenden Stab ausgebreitet hatte, verabschiedete er sich von den glücklichen Nixchen und nahm seinen Weg gegen Westen, wo eben die Sonne wie ein glutroter Ball hinter den fernen dunklen goldumsäumten Wolkenbänken untertauchte.

Des anderen Tages aber, noch ehe die Sonne aus dem Dunst der entflohenen Nacht aufgetaucht war, stand an der Stelle, an welcher Prinz Wunderhold den Stab in das Ufer des Sees versenkt hatte, ein wundersamer Baum.



Auf stolzem schlanken Stamm ruhte sich die köstlichste edelste Baumkrone, die die Nixchen je gesehen hatten. Bis tief auf den Spiegel des Weihers hingen ihre zarten goldenen Zweige, an denen hellgrüne zarte Blätter hafteten, und wenn ein leiser Luftzug durch das goldene Astgeriesel zog, hob ein Wispern und ein Flüstern an und es war, als sangen alle Engel des Himmels zusammen genommen dem Herrgott eine Lobeshymne. In den Zweigen aber, die gleich einem goldenen Quell aus Himmelsbläue quollen, lag ein feiner Schimmer, dem Hauche eines kostbaren Opales gleich, und an den Blättern, die wie frisch gemirkte Seide an den Zweigen hafteten, glitzerten in den Farben des Regenbogens Myriaden edler Demantsteine.

„Siehst du den schlanken Stamm,“ sagte ein Nixchen und schlug vor Freude einen Purzelbaum im Wasser, daß glitzernde Ringe in immer größeren Kreisen zum Ufer rannen, „er ist aus der Rinde geboren, die ich von der alten verhußelten Kopfweide heimbrachte.“ - „Und da die grünen Blätter,“ meinte die andere, „sie stammen vom Spitzmegerich am Wegrain“. - „Hier die Zweige, - dein Goldhaar, liebste Schwester, und da der Wassertropfen aus dem Weiher! Vertausendfacht hat er sich und nun schimmert er gleich köstlichen Perlen an den Blättern.“ - „Und sieh die Morgenröte, wie sie in den Zweigen spielt, und höre, wie es mispert und flüstert in der Krone!“ „Von der Morgenröte brachtest du, Geliebte, den Saum und ich ließ mir vom Schilf das Wispern und Flüstern geben.“

Dankbaren und glücklichen Herzens gedachten die kleinen Nixchen des gütigen Prinzen Wunderhold und sie sangen und tanzten, bis es Abend wurde und die Sonne im Westen wie ein großer Glutball in goldig umsäumten Wolkenbergen versank.

Die Goldweide aber wuchs prächtig heran. Immer mächtiger reckte sich der Stamm in den Himmel, immer goldiger wurden die Zweige und wenn ein böser Sturmwind über die Lande brauste, schützte sie den kleinen Weiher, hielt den Staub der Landstraße fern, schirmte die Blüten und ihre goldgezierten Kelche und sang zu den brausenden Orgeltönen des Sturmes das Lied von der Schönheit der Welt, das uralte Lied von der himmlischen Liebe.

Auch unsere Goldweiden singen zu den brausenden Orgeltönen des Sturmwindes ihr Lied von der Schönheit der Welt, das uralte Lied von der himmlischen Liebe. Gehet hin und lauscht und ihr werdet es vernehmen.

Wie das Löwenzähndchen die Goldweide erblickt hatte wurde es fröhlich und dankte Gott für seine Güte, denn es erkannte sogleich, daß der Herr des himmlischen Gartens ihm einen seiner Boten schickte, um sein Wort einzulösen und ihm die Zeit des Wartens, die er hier verbringen sollte, kürzen zu helfen.

Er blickte mit seinem Goldgesichtchen dankbar gen Himmel und wagte es endlich den gütigen schönen Himmelsboten anzusprechen:



„Kommst du aus dem Himmelsgarten und bringst Kunde von vielen Dingen, die ich kennen lernen soll?“ „Ja,“ sprach die Goldmeide, und Grüße soll ich dir bringen von all den Himmelskindern, die dich nicht vergessen haben. Sie sind jetzt wieder eifrig an der Arbeit. Denn bald wird es Winter werden und da muß das weite Schneetuch fertig gewebt sein, um die Erde zu decken und die vielen, zarten Kinder des Grünreichs zu schützen.“

„Sahst du schon einmal den Schnee?“

fragte das Löwenzähnchen, „oh, dann erzähle mir von ihm, der so weich und warm auch mich schon oft in seinen Arm genommen hat, derweil ich tief im Schlafe lag.“

„Ja,“ sprach die gütige Goldmeide, „ich will dir erzählen vom Schnee und vom Strauch des Winters, der um den Schnee viel Tränen vergoß.“

„Ich nehme an, du kennst die Abende, diese langen kalten Winterabende, in denen der eisige Sturm aus Nordwesten unaufhaltsam daherbläst, daß die kahlen Bäume wie Äolsharfen dumpf und pfeifend heulen, wo einem die Ohren wie ein paar Eismuscheln am Kopfe haften, wo einem die Nase schmerzt und die Fingerspitzen brennen und die Füße trotz der von der lieben sorglichst gewebten dicken Schneedecke dennoch nicht warm werden wollen.“

Aber kennt ihr die stillen ruhigen Nächte, in denen die schwarzen Wolkenberge aus Westen wie Riesengespenster sich unter dem Sternenhimmel hermälzen? Habt ihr die lieblichen Weisen vernommen, welche Bäume und Sträucher in solch stillen Stunden raunen, habt ihr dem leisen, ganz leisen Klingen und Singen schon einmal gelauscht, wenn aus den Riesengespenstern da oben am Himmel der Schnee in dicken weißen Flocken herniederrieselt und die zartesten Zweige der Bäume und Sträucher, der dürrn Gräser und trockenen Blüten wie in dicke weiche und glitzernde Watte einhüllt? Wohl kaum, ihr lieben kleinen Gesellen! Ihr ruht in euren warmen Erdbettchen, träumt vom Schneemann und von Schneeballschlachten, träumt von spiegelblanker Eisfläche, von hungrigen Vögelchen, von Eisblumen am Fenster und vom „sagenhaften“ Lichterbaum und wenn ihr dann erwacht, dann reißt ihr die Äuglein auf, sucht vergeblich nach den Eisblumen, nach dem Schnee, denn dann ist es Frühling geworden. – Geschneit hatte es vorher. –

Ja, es hatte geschneit in stiller Nacht in der ihr träumtet, es hatte unaufhaltsam aus den schwarzen Riesengespenstern, die vom Westen her unter dem Sternenhimmel vorüberzogen, geschneit! Und nun ist es mit der leisen, ganz leisen Himmelsmusik da draußen vorbei und die ganze große liebe Welt liegt wie in glitzernde weiche Watte wohlverpackt da.

Stämme und Äste haben edle weiße Pelze angezogen, Pfähle und Pfeiler tragen dicke weiße Dudelmützen, selbst die alte Pumpe auf

dem Hofe hat ein weißes Pelzbarett aufgesetzt und ihr rostiger Schmengel trägt ein molliges weißes Winterkleid.

Nach dieser stillen friedlichen Nacht mit ihrem Singen und Klingen, mit ihren schwarzen Riesenmolken und den unaufhaltsam rieselnden Schneeflocken, stand ganz weit, weit draußen vor einer Stadt, wo nicht der Schneekehrer mit seinem Besen und dem hölzernen Schieber die Fußwege schabt und kratzt, wo noch der Schnee in der Abendsonne in roten, blauen, grünen, goldenen und silbernen Farben sprüht, ein kleines zierliches Sträuchlein.

Eben war es aus seinem Schläfe erwacht und schaute verwundert in die weiße herrliche Welt.

„Wie schön ich heute bin“, sprach das kleine Sträuchlein. „Nie habe ich ein so prächtiges Gewand getragen wie an diesem Morgen. Grüne Blätter trage ich sonst jahraus, jahrein und meine Blüten sind so minzig, daß sie von niemanden auf der ganzen großen Erde beachtet werden. Nun kann ich mich freuen mit all den anderen Sträuchern des Landes, nun bin ich so schön wie die Rosen im Garten des Kaisers, nun bin ich schöner, viel schöner noch als Jasmin und Weigelstrauch, als Flieder und Goldregen!“

Ja, es war herrlich anzuschauen das kleine zierliche Sträuchlein, so herrlich wie eine schlanke zarte Prinzessin im weißen Hermelinmantel.

So stand es im Dämmerdunst des milden Wintermorgens und neigte seine dünnen, mit blauüberhauchter Schneelast schwer beladenen Zweiglein zur Erde nieder und erwartete klopfenden Herzens die Morgensonne, die sich schon seit geraumer Zeit im Osten hinter den Bergen zu schaffen machte. Sprühende Feuergarben schickte sie voraus wie immer, wenn der Dunst der Nacht noch über der schläfrigen Erde lag.

Jetzt stieg sie empor, Flammen züngelten zum Himmel und die blutroten Lodergluten übergossen sich über ferne Wolken, färbten den schneebehangenen Wald mit Purpurfarben, übergossen die Berge mit rosigem Hauch und legten auf die Schneedecke der weiten, weiten Ebene all die herrlichen Farben, die ein Maler auf seiner Palette nur aufzutragen vermag.

Und als die große rotglühende Sonnenkugel am klaren kobaltblauen Himmel dahinrollte und aus ihrem Leibe die goldgelben Strahlen auf die Erde sandte, da glühte auch unser kleines Sträuchlein und zitterte am ganzen zarten Körperchen vor freudiger Erregung.

„Liebe, liebe Sonne, ich grüße dich,“
jauchzte das glückliche Geschöpfchen. „Siehst du, wie schön und herrlich ich anzuschauen bin? Weißt du wie glücklich mich die Nacht gemacht hat? Nie trug ich schönere Kleider als an diesem Morgen, nie legtest du deinen Goldglanz so prächtig auf meine Kleider. Wie danke ich dir, du liebe Sonne! Ach laß mich glücklich bleiben und gib du Mutter allen Lebens mir von deiner göttlichen Kraft, damit ich schön bleibe und die Menschen und Tiere erfreue.“

Doch die Sonne hörte das Bitten des kleinen Sträuchleins nicht, dazu war sie zu weit entfernt, höher und höher stieg sie zum Himmel empor. Immer wärmer und wärmer wurden ihre Strahlen und ehe es Mittag geworden war, begannen Pfähle und Zäune ihre warmen Pudelmäßen herunterzunehmen. Stämme und Zweige warfen ihre Winterpelze ab und als ein leiser Windhauch durch die Zweige blies, fiel die weiße Pracht zu Boden.

Da gemahrte auch unser kleines zierliches Sträuchlein, daß sein herrliches Kleid langsam dünner und dünner wurde und ehe die Sonne hinter dem nahen Wald verschwand, stand es nackt auf seinem Platz und meinte so bitterlich, daß an all seinen zarten Zweiglein dicke, dicke Tränen hingen, welche der garstige Frost in lauter schillernde Eiskügelchen über Nacht veränderte. Und als des anderen Tages wieder die Sonne am blauen Himmel emporstieg, als das kleine Sträuchlein bemerkte, daß es immer noch kahl und ohne Schmuck am Gartenrande stand, begann es wiederum bitterlich zu weinen.

Aber der Wind hatte Mitleid mit ihm, trocknete seine Tränen und sprach: „Gib dich zufrieden, du liebes kleines Wesen. Lege dich nun schlafen, und wenn der Frühling ins Land zieht, will ich dich wecken. Inzwischen eile ich zur Mutter Natur und erzähle ihr deinen Kummer. Sie wird deinen Blüten die Wunderkraft verleihen, schöne Beeren hervorzuzaubern, die so weiß sind, wie der Schnee und die so prächtig leuchten, daß Menschen und Tiere daran ihre Freude haben. Schlafe nun und ruhe dich aus, damit du im kommenden Frühling die Kraft hast, unzählige Blüten hervorzubringen.“

Dann eilte der Wind davon und das Sträuchlein dankte ihm und tat wie ihm geheißen.

Es fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf und merkte nicht, daß es noch in mancher Nacht ein Mäntelchen trug aus lauter glitzerndem Schnee, daß an manchem Tag die Sonnenstrahlen dieses Mäntelchen zerstörten und mußte auch nichts davon, daß Mutter Natur eines Morgens ganz heimlich dahergeschlichen kam, um ihm seinen Herzenswunsch zu erfüllen.

Ja, Mutter Natur

hatte sich nach dem Besuch des Windes auf den Weg gemacht und hatte ganz leise und heimlich ein Wundertröpfchen in jedes seiner tiefschlummernden Knospen gegossen, hatte die dünnen zierlichen Zweiglein leise, ganz leise gestreichelt und war wieder davongeeilt.

Inzwischen war der junge Frühling mit seinen Schneeglöckchen, den gelben Anemonen und den Safranen ins Land gezogen und wurde von den Bäumen der Erde zum König eingesetzt. Und kaum saß er auf seinem bunten Blumenthrone, da weckte er all seine schlafenden Knospen, und ringsum in seinem Reich begann ein Sprießen und Blühen. Vögelein sangen liebliche Lieder, an den Wiesenrändern schmolten Bächlein und Rinnsale und erzählten sich von des Königs Güte und Liebe bei Tag und bei Nacht.

Auch unserem Sträuchlein schmolten nach langem Schlaf die Knöspchen. Es drängten sich braune Spitzchen hervor, es kamen hellgrüne Seidenblätter, die sich wie ein Schleier um Zweige und Ästchen legten und als an einem Frühlingmorgen ein leiser milder Frühlingsregen fiel, als die Erde sich lockerte und duftete, so fein duftete wie das herrlichste Riechwasser, da stand es im Schmuck seiner Blätter und sog den Frühlingsodem in seine Lungen ein.

Dann kam die Zeit, wo ein buntes Blühen und Glühen an Strauch und Baum einsetzte, wo auch die zierlichen rosigen Blüten zwischen den Blättern unseres kleinen Sträuchleins zu vielen Hunderten erschienen.

„War ich sonst so reich mit Blüten geschmückt?“ meinte es. „Sollte Mutter Natur wirklich meinen Blüten die Kraft gegeben haben, schneeweisse herrliche Beeren hervorzubringen? Wie glücklich würde ich sein!“

Und bei all der Hoffnung während der langen Sommermonate, bei aller freudigen Erwartung bemerkte es kaum das heimliche Schwellen grüner Knötchen unter seinen rosigen Blüten.

Aber es kam die Zeit, wo dieses Schwellen immer stärker wurde und da – es war an einem heißen Spätsommertag, da wurde das Sträuchlein des Segens der allgütigen Mutter Natur offenbar. Ein Zittern ging durch seine Ästchen und in glückerfüllter Dankbarkeit und in monnigem Erschauern neigte es sich zur Erde und zur Sonne gemendet sprach es ein heißes Gebet. „Du Förderin allen Lebens, durchglühe meinen Leib, spende du meinen schwellenden Beeren deine Strahlen, daß sie wachsen und reifen zur Freude aller Menschen und Tiere, zu meinem Glück, zu meiner Wonne.“

Sie wuchsen und wuchsen die grünen Beeren, drängten sich zusammen und es wurden ihrer so viele, daß sie kaum Platz hatten nebeneinander. Und als der Herbst den Sturm durch das Baumwerk jagte, als alle Blätter am Boden lagen, der Rosenstrauch korallenrote Beeren trug und die Weinranken der Laube mit blauen Beerentrauben gezieret waren, da beugten sich die grünen Zweige unseres Sträuchleins unter der Last schneeweisser seidenglänzender Beeren.

Sie leuchteten in nebelgrauen Tagen des November, sie leuchteten in dunklen Nächten, und wenn der Mond hinter den Wolken hervorschaute und sein weißes Silberlicht über Bäume und Sträucher gleiten ließ, dann geschah es wohl, daß Menschen vorübergingen, die glaubten, es seien flimmernde Sterne vom Himmelszelt gefallen und hätten sich in den Zweigen des kleinen Sträuchleins gefangen.





Und sie gaben ihm darum den Namen Sternenstrauch und andere mieder nannten es Schneebeere, weil seine Beeren so weiß und leuchtend waren wie frisch über Nacht aus den schwarzen Riesengespenstern gefallener Schnee. - - -

Während Frau Goldmeide erzählte, hatten Windgeister sich zu den Lauschenden gesellt. Und als sie bemerkten, daß Frau Goldmeide sprach, hatten sie ihr Tollen gelassen und sich still ins Gras gehockt, um zuzuhören.

Nun sprang wieder eins von ihnen auf, wirbelte um Frau Goldmeide und rief:

„Ich war einmal vor vielen, vielen Jahren
im Reiche des mächtigen Sultans.

Dort lebte ein armer Einsiedler.

Er führte sein Leben in inbrünstigem Gebet zu Mohamed und sammelte im Walde allerlei Kräuter, aus denen er sich Speise und Trank bereitete. Auch braute und garte er daraus geheimnisvolle Arzeneien, mit deren Hilfe er die Kranken und Siechen heilte, die aus allen Gegenden des Reiches herbeikamen und seine Hilfe suchten. Sie hielten ihn nicht ohne Grund für einen Abgesandten des großen Mohameds, denn seine Arzeneien hatten schon manchen Unglücklichen von der Gicht, und was sonst an üblen Leiden die Menschheit plagte, geheilt. Wenngleich er kein Abgesandter des großen Mohameds war, so fand doch Gott Gefallen an diesem Wohltäter der Menschheit und beschloß, sich in Gestalt eines Priesters zu ihm auf den Weg zu machen und ihm eine seiner prächtigsten Wunderblumen zu überbringen, auf daß er mit deren Hilfe der Menschheit Liebe und Glückseligkeit bringe.

Als er viele Tage und Nächte über Berge und Wälder gemandert war, kam er an die Hütte des Einsiedlers und begehrte Einlaß. Der Einsiedler öffnete ihm, führte ihn in sein Gemach, wusch ihm die staubigen Füße und labte ihn mit erquickenden Speisen. Gab ihm dann ein

meiches Lager, denn er sah wohl, daß der Wanderer einen weiten Weg hinter sich hatte.

Tags darauf, die Sonne war kaum aufgegangen, trat der Priester in den Garten, in dem der Einsiedler schon seit dem Morgengrauen zwischen seltsamen Kräutern und Blumen fleißig hackte und jätete, bot ihm den Morgengruß und sprach: „Ich bin gekommen, den großen Menschenfreund von Angesicht zu Angesicht zu sehen, denn die Kunde deiner Barmherzigkeit und Liebe, mit der du die Kranken heilst und die Aussätzigen dem Leben zurückgibst, eilt weit über die Grenzen dieses Reichs.

Nimm dieses Reis, es ist wohl das einzigste auf dieser Welt und pflanze es, damit es machse und köstliche Blüten bringe. Um die Frühlingsmende werden diesen Blüten himmlische Düfte entströmen, und du wirst den Menschen, die ohne Liebe und Schönheit sind, damit Freude und Schönheit ins Leben tragen. Gib jedem davon, daß er sich daran labe, auch denen, die dir unwert scheinen, denn es kann nicht genug sein mit der Liebe unter den Menschen. Der Priester breitete segnend seine Hände über dem Reis in der Hand des Einsiedlers und ging, woher er gekommen war. Wochen und Monde vergingen. Das Reis war unter der Fürsorge viel schöner und prächtiger gediehen, als alle übrigen Blumen des seltsamen Gartens, denn der Gott hatte ihm eine wundersame Lebenskraft eingegeben, sodaß es in jenen schülen Nächten, die mit Tau und Balsam reich angefüllt waren, so üppig sich entfaltet hatte, daß es gar bald die Größe eines stattlichen Bäumchens erreichte. Als solches die Menschen sahen, wunderten sie sich, und als sich gar über Nacht jedes Zweiglein mit blutroten Blüten schmückte, deren jede so groß war wie eine stattliche Frucht des Orangenbaumes, wollte ihr Staunen kein Ende nehmen. Das Bäumchen glich in wenigen Tagen einer lohenden Feuergarbe, aus der die Düfte unaufhaltsam in die fernste Umgebung strömten, sodaß die Menschen alle, die die Düfte umkosten, ihre Häuser verließen um das Wunder nahe zu schauen.

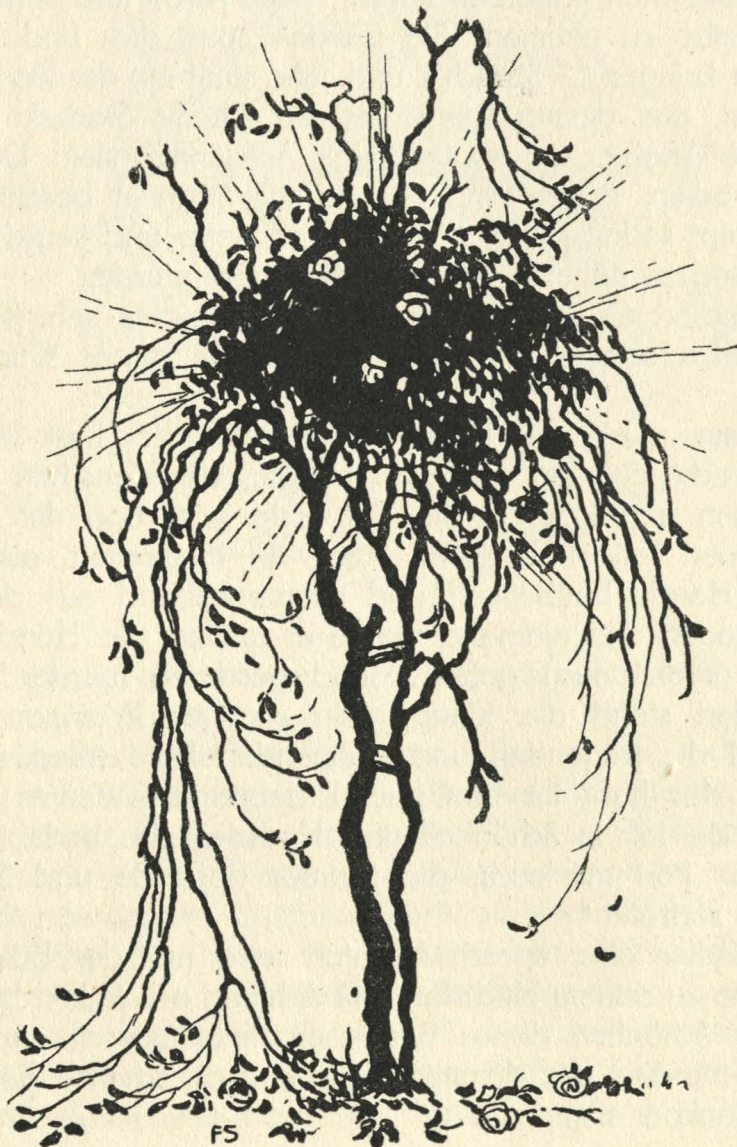
„Kommt,“ sagte der Einsiedler, „ich gebe jedem unter euch ein Zweiglein, ihm wohnt die Wunderkraft der Liebe und der Schönheit inne. Kommt, und tragt ein jeder davon nach Haus.“ Und sie gingen heim, mit einer blutroten Blüte alle, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen und es war gar herrlich anzuschauen, wie ihr schwarzes Haar die Frauen, ihre Gewänder die Männer damit gezieret hatten. Als bald zog Freude und Glückseligkeit ein bei allen, die mit einem solchen Zweiglein beschenkt waren, die es pflanzten und hegten. Und Schönheit kehrte bei ihnen ein und Liebe, und es war nicht einer unter ihnen, dessen Herz nicht angefüllt war mit Edelmut gegen seine Mitmenschen.

So vergingen viele Jahre. Endlose Züge nach Schönheit und Liebe dürstender Menschen wallfahrten zur Zeit, wo der Wunderbaum blühte, zur Hütte des Einsiedlers. Der hatte alle Hände voll zu tun, um alle



mit einem Zweiglein zu beschenken und er sah mit Sorgen den Tag nahen, wo er die vielen immer wieder herbeiströmenden Menschen heim schicken mußte. Aber je mehr Zweiglein er schnitt, um so üppiger wurde der Baum. An der Stelle, an die er das Messer legte, wuchsen alsbald neue Zweige mit vielen hundert blutroten Blüten, sodaß kein einziger unbeschenkt von dannen zog. Das Bäumchen aber wurde immer schöner und blühte immer reicher, und die Menschen hatten ihm bald den Namen „Die Königin der Blumen“ beigelegt.

Aber unmüdig zeigen sich die Menschen. Auch im Reiche des mächtigen Sultans konnte die Menschheit all das Glück, all die Liebe und Schönheit nicht ertragen. Übermütig wurden sie und konnten ihre Begierde nach mehr Liebe und Schönheit nicht unterdrücken. Gar bald wandelte sich Schönheit in Eitelkeit, Liebe in Begier, Edelmut und Uneigennützigkeit in niedrige Selbstsucht. Traurig wurde darob der Einsiedler und rang in heißem Gebet mit seinem Gott. Doch der Menschen Herz hatte sich verhärtet, sie begannen seine Hütte zu stürmen und



begehrten gierig der Blüten, und als er den Eingang zu seiner Türe sperrte, drangen sie in seinen Garten, zertraten die seltsamen Blumen und vernichteten in milder Habgier das blühende Bäumchen, zerzausten und zerrissen es bis auf den Stumpf. – „Wir wollen warten bis zum nächsten Jahr, wo er wieder Zweige und Blüten trägt,“ schrien sie und gingen auseinander.

Mohamed, dem solches mißfiel, und der über den Schmerz des alten Menschenfreundes sehr bekümmert war, trat als Priester wiederum an das Haus des Einsiedlers. Aber geschlossen war die Tür, niemand öffnete, denn der Einsiedler war in den nahen Cypressenwald gegangen um dort wieder in vielen Tagen und Nächten sein Bittgebet zu sprechen. Der Priester trat an den Zaun des Gartens. Als bald öffnete sich dieser und ungehindert trat er ein. Als er das Bäumchen in seinem Jammer sah, dauerte es ihn und er sprach: „Die Menschen waren deiner nicht würdig, so will ich deiner Schönheit und Wunderkraft die Wehrhaftigkeit hinzufügen, auf daß du dich der Zudringlichen erwehren kannst, ohne Furcht und ohne Schaden an deinem Leibe zu nehmen. Sie werden sonst dich und sich selbst ins Verderben bringen.“ Sprach's und fuhr sanft mit der Rechten über das Bäumchen, aus dessen Rinde alsbald scharfe Stacheln wuchsen. Und auch die Triebe, die sogleich mit geheimnisvollem Drang den Stumpf entsprossen, waren rings herum mit Stacheln besetzt bis dicht unter die Blüten, sodaß jeder, der nicht mit Liebe und keuscher Anmut sich dem Bäumchen näherte, empfindlich verletzt wurde.

Der Einsiedler, als er beim Heimkommen solches sah, fiel auf die Knie und dankte seinem Gott, der über Nacht dieses Wunder vollbrachte.

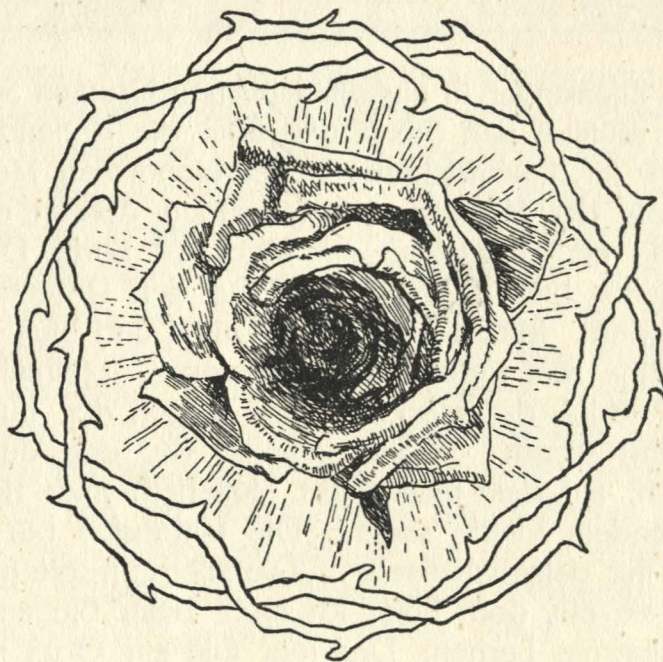
Wieder kamen, als das Bäumlein sich unter der Last seiner blutroten Blütenpracht demütig zur Erde beugte, die Menschen in milden Haufen gezogen und jeder wollte der erste sein, von der Schönheit und Liebe einen Teil zu rauben. Aber sie erschranken, als sich die ersten rohen Hände blutbefleckt und schmerzbeugend aus der Blütenpracht zurückzogen und niemand wagte es weiter, die Hände danach auszustrecken, soviel auch gehöhnt und geschrien wurde. Erschreckt und verwundert stand die Menge, ein zorniges Erkennen überkam manchen, und die fragenden und staunenden Rufe überklangen die Worte: „Seht, das habt ihr von euerm Uebermut! War es nicht eine herrliche Zeit, die wir in Schönheit und Nächstenliebe verlebten? Dies ist euer Lohn. Fort mit euch, die ihr vor Begierde und Selbstsucht allen Edelmut zertratet.“

Der Einsiedler aber sprach: „Hinfort wird nur der Edle, dessen Seele mit Liebe zu seinem Nächsten, mit Achtung vor jedem Lebewesen erfüllt ist, der Schönheit dieses Bäumchens teilhaftig sein, und Freude wird nur dem werden, der demütig bleibt und die schenkenden Wunder des Lebens dankbar nimmt.“

So geschah es in uralten Zeiten, und bis auf den heutigen Tag heißt die Rose die Königin der Blumen und noch heute trägt sie neben ihrer über alle Schönheit erhabenen Krone die garstigen Stacheln als leise Mahnung: achte die Schönheit und nähere dich ihr mit zarten Händen.

Nun waren sie ins Erzählen gekommen und das Lömenzähndchen konnte garnicht genug seine kleinen Ohren auf tun, so wissensbegierig war es.

Und wenn Windgeister ins Erzählen kommen, hören sie sobald nicht wieder auf. Denn sie erleben unendlich viel, kein Plätzchen der Erde bleibt ihnen verschlossen, und wenn sie dann einmal still zusammen sitzen - und das kommt so selten vor - wie hier bei Frau Goldweide, dann erzählen sie einander gar zu gern, was sie erlebten.



Nun sprang ein anderes Geistchen auf, das hatte der Herr des Himmelsgartens geschickt und begann:

Sommer war's, um die Zeit, da die Sonne am höchsten steht und der Wind mit weicher Hand über reifendes Korn gleitet, da schritt die Mittagsfee durch die Felder. Ihr weißes Kleid leuchtete und das seidenweiche Haar, das wie gesponnenes Gold schimmerte, schmückten blaßblaue duftende Blüten. Langsam schritt sie und sinnend, und die zarten Hände richteten hier einen geknickten Halm, glitten dort beruhigend über ängstlich drein schauende Mohnblüten, denn Tags zuvor hatte der Sturm, der ungestüme Geselle mit den Elfen Haschen gespielt und so toll war's dabei hergegangen, daß Halme geknickt lagen und der Mohn mit zerknittertem verwehten Kleidchen stand. - Nun machte sie



gut, was milde Elfenkinder in mutwilligem, unachtsamen Spiel zertraten. Da verhielt sie plötzlich den Schritt und über die sinnenden Züge glitt ein Lächeln: vor ihr, hineingebettet in leuchtendroten Mohn, in Kornblumen, blau wie der Himmel, von nickenden Aehren eingeschlossen und behütet, lag ein Mägdelein, ein Kind fast noch. Das zarte Gesichtchen umspielten blonde Locken und auf den Rosenwangen lagen dunkel die Wimpern. Blüten trug es im Gürtel und Blumen hielten die Hände, halb schon zum Kränzelein gemunden. „Apfelblüt,“ rief leis die Mittagsfee. Da schlug das Mägdelein die Augen auf, dunkle gläubige Kinderaugen und sprach: „Woher kommst du, daß du mich nennst mit dem Namen, mit dem mein totes Mütterlein mich rief?“ Und die Frau im leuchtendem Kleide sagte: „Die Mittagsfee bin ich, und die Elfen verrieten mir deinen Namen.“ „Die Elfen?“ fragte froh das große Kind, „ich sah sie nie, doch hörte ich wohl beim Blumenpflücken hier und dort ihr silbernes Lachen. Das war wie ein Gruß vom schlafenden Mütterlein, denn Märchen erzählte es mir von Blumen und Elfen.“

„Liebst du die Blumen denn so sehr?“ fragte die Fee. „Ja,“ antwortete das Mägdlein, „Blumen und Vögel sind meine Gespielen, mit ihnen red’ ich, ihnen erzähle ich, denn sie hören mir zu und verstehen zu lauschen; die Menschen aber schelten mich eine Träumerin. „Warum nur,“ fragte es traurig,

„warum nur lauschen die Menschen so wenig?“

„Du bist ein Sonntagskind,“ sprach die Mittagsfee, „die Elfenkönigin stand an deiner Wiege und strich dir über die Augen, da wurden sie so tief, daß du mehr jetzt erschaut als andere Menschen. Drum verstehen sie dich nicht und du bist einsam. Das sind Feengeschenke, Kind, die beglücken und Schmerz bringen zugleich. - Doch geh’ heim

und und sei nicht traurig, denn reich bist du, die du Blumen und Vögel zu Gespielen hast.“

„Ja, im Sommer mohl,“ sprach das Mägdlein, „im Winter aber bin ich allein.“ „Schaue nur und lausche“, sprach die Fee, da kamen Wolken und hoben sie ins Land der Sonnenstrahlen. -

Sommer und Winter kamen und gingen. Apfelblüt war zur Jungfrau geworden und ihre Anmut wurde größer von Jahr zu Jahr, und ihre Liebe zu Blumen und Sonne tiefer mit jedem Sommer. - Ein Prinz kam und begehrte sie zu seinem Weibe. Weil es aber zur Winterszeit war und Blumen und Elfen schliefen, wurde das Mägdlein traurig. Es fühlte seine ganze Einsamkeit und mollte doch an seines Lebens Festes- tag die trauten Gespielen nicht missen. Da ging es zu der Mutter Grab und meinte bitterlich.

In den Wolken tief versteckt aber lugte ein Sonnenstrahl, und als er Apfelblüts Trauer sah, rief er nach seinen Brüdern. Da kamen sie rasch über Wolkenberge, durch Nebeltäler auf huschenden Sohlen. Sie alle hatten Apfelblüt lieb und hielten nun eifrig Rat, wie sie ihre Trauer bannen und ihren Festtag schmücken und verschönern könnten. Und plötzlich schlug Huschemind, ein minzig kleines Sonnenbübchen vor Freude einen Purzelbaum, so glücklich machte ihn sein Einfall, von dem er schnell den Brüdern sprach. „Ja, ja, so wollen wir es machen,“ „so wird es gehen,“ jubelten sie durcheinander, neckten sich und kugelten vor Übermut durch den Himmelsraum. Bums! ging es da, und Huschemind, der Naseweis, purzelte über den Rand einer dicken Wolke gerade vor Apfelblüts Füße. Erschrocken sah das Mädchen auf, doch als es den lachenden Sonnenstrahl erkannte, stahl leis die Freude sich in ihr Herz, und ihre frohen Blicke eilten dem kleinen Schelmen nach, der schon wieder den Weg ins Sonnenreich suchte.

So kam der Tag, an dem Apfelblüt dem Prinzen getraut werden sollte. Früh schon am Morgen schaute sie zum Himmel auf und sah voll Trauer, daß schwere Wolken sich vor das Himmelstor gewälzt hatten und die Sonnenstrahlen gefangen hielten. Und ihre sonnenhungrige Seele klagte. Bald aber kam der Prinz und an seiner Seite schritt sie zum Gotteshaus. In dem hohen Raum herrschte dämmerndes Licht und Apfelblüt schauerte und schritt demütig mit gesenktem Kopf. Da fiel plötzlich zu ihren Füßen eine leuchtend rote Blüte nieder. In jubelndem Erschrecken zuckte ihre Hand, den Gruß aus dem Elfenreich zu heben, da sah sie staunend eine zweite, eine dritte und mehr und immer mehr der zartesten duftigsten Blüten herniederrieseln und ihren Pfad schmücken. Blüten rieselten auf ihr Kleid, fielen in das blonde Haar, rankten empor an den hohen Pfeilern, roben einen Teppich unter ihre Füße und machten die dunkle schwere Altardecke zur leuchtenden Sommermiese.

Apfelblüt fühlte das holde Wunder und ihre Blicke suchten. Da sah sie, wie die Sonnenstrahlen die Wolken verdrängt hatten und nun

durch die hohen bunten Kirchenfenster fluteten, sie durch die Wunderkraft ihres Lichtes zum jubelnden Farbenlied machend. Die Töne nahmen sie auf ihre sonnengoldenen Flügel, huschten hierhin, glitten dorthin, schmeichelten sich in jedes Eckchen und mandelten den ernsten Kirchenraum zum lichten Feenpalast.

Da jubelte es auf in Apfelblüt. „Mütterchen,“ rief sie leis und bemegt, „nun bin ich nicht mehr allein. Elfen aus dem Lichtreich sind um mich, und lichte Elfenblumen schmücken meinen Tag. Wie schön, wie wunderschön.“ Und nun mußte sie auch: nie wieder würde sie einsam sein, denn auch dunkle Wintertage brachten ja Blüten und schenken Sonne, wenn man das Zaubermort der Mittagsfee nicht vergaß: lauschet und schauet.

„Ja, lauschet und schauet“

griff ein drittes Geistchen das Gespräch auf, „dann kann man viel, viel erleben und erlernen.

Ich komme eben aus der Stadt, da die vielen Menschen wohnen. Dort habe ich gelauscht, und was ich hörte, will ich euch weitersagen.

Ich war geflogen über Stoppeln und Felder, über Seen und Flüsse, und als ich in die Stadt kam, traf ich vor dem geöffneten Fenster eines stillen Hauses meine zarten Geschwister, die mit ihrem warmen Hauch die Apfelbäume umkosten, daß sie rosigen Blütenschnee auf Weg und Rasen schüttelten. Eulen lockten und von weit her, aus irgend einem Baumtippel, ganz oben fast unter dem abendblauen Zelttuch des Himmels mußte sie sitzen - drang das Liebeslied der Drossel in den Frühlingsabend.

Stiefmütterchen dufteten, wie eben Stiefmütterchen duften können an solchen Abenden, so mild und süß, und auch die im Tonkrug auf dem Arbeitstisch des Stübchens stehenden entsandten Düfte, - Düfte vom Maiengrün zarter Birken und Honig.

Blumen duften stärker, wenn sie in Krügen stehen; sie melken schneller und sterben eher als die da draußen im Maienhauch, und so geschah es, daß ein gelbes Stiefmütterchen mit himmelblauem Kleideraum sich vornüberneigte über den Rand des tönernen Kruges, daß es grau und matt zusammensank, und ehe der Dichter, der dort am Fenster saß, es faßte, purzelte die Todesmüde auf die Ecke seines Bogens, auf dem soeben das Märchen vom winterlichen Wallnußbaum seinen Anfang nahm.





„Schreibe nicht ein Märchen vom minterlichen Wallnußbaum,“ flüsterte ein kleines Stimmchen dem Dichter ins Ohr, „siehe wie es grünt und rosig blüht, schreibe vom Frühling das Märchen, schreibe das Märchen vom Himmelfahrtstag, vom - nun nenne es, wenn du willst, das Märchen vom Stiefmütterchen.“

Die Blumenseele, dieses feinste und hellste aller Wesen auf Erden, war dem Kelch der melken Blume entschlüpft, hatte sich dem Dichter ins Ohr gesetzt und flüsterte ihm zu:

„Draußen, weit draußen auf einsamer Halde, wo Hirtentäschelkraut Blüten trägt und die Sternmiere flimmert, der Vogelknöterich zwischen dürrn Gräsern schleicht und der Gundel rankt, steht meine Wiege. Unfruchtbar Land haben sich meine Väter zum Wohnsitz erwählet, Land, durch welches niemals der Pflug sein Eisen führte, Land, welches dürr und brach in Wind und Sonne liegt. Doch meines Volkes Stamm war von altersher ein zufrieden und glücklich Volk und so kam es, daß es sich mehrte und wuchs, es wuchs und bevölkerte die unfruchtbare Scholle, dichter und dichter wurde die Schar und wenn der Frühling mit warmen Winden aus dem Süden zog, dann übergieß eine blau, tiefblaue Glut das Land, auf dem es sich angesiedelt hatte. Tiefblaue Glut lag zwischen den sprießenden Saaten, ein Stück des morgendlichen, sonnenglutdurchtränkten Frühjahrshimmels schien auf die Erde gefallen zu sein, mit schattenden Wolken und blinkenden Regentropfen.

So feiern wir, die Kinder der Einsamkeit, schon viele tausend Jahre die Auferstehung der Natur in immer derselben Pracht und Herrlichkeit.“

„Wohlan, so seid ihr Kinder des Himmels und der Sonne,“ sprach

der Dichter zur Blumenseele. „Sage mir, weißt du nicht am Ende gar mer euch entsandt hat und wann es war, da deine Väter vom blauen Himmel auf die Erde herniedergekommen sind?“

Die Blumenseele aber sprach zum Dichter: „Wenn du es hören willst, so höre: Es geht eine Sage durch unser Volk, die Sage von der Himmelfahrt Jesu Christi, unseres Heilandes. Als Christus seine Jünger einst um sich versammelt und ihnen befohlen hatte, daß sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheißung des Vaters, als er sie hinaufgeführt hatte bis gen Bethanien, da erhob er seine Hände und segnete sie. Da geschah es, da er sie segnete, daß er aufgehoben ward zusehends und daß eine Wolke kam und ihn aufnahm vor den Augen seiner Jünger und daß er hinaufgehoben ward in den Himmel, wo er nun sitzt zur Rechten Gottes. Um dieselbe Zeit aber, da er hinaufgehoben ward, öffnete sich der Himmel und die Engel des Himmels streuten uns Blumen auf die Erde nieder zum Wohlgefallen und zur Freude der Menschen und sie gaben uns die himmlische Kraft des Lebens, den verheißenden Glanz des Himmels und der Morgensonne und den erquickenden Duft der Maienblüte.

Alle Jahre aber um die Zeit, wo der Himmelfahrtstag Jesu Christi die Menschen hinaustreibt in den Frieden der grünenden und der mit jubelnden Vögeln erfüllten Wälder, in die von Frühlingsmonnen, von Sonnenglanz und keimenden Saaten erfüllten Felder, feiern auch wir das Himmelfahrtsfest, legen unsere herrlichen Festgewänder an und leuchten wie der Himmel über uns so tief und klar.

Und unsere Farbenpracht zog die festlichen Menschen zu uns hinaus und da keine Blume der ganzen weiten Erde so schön war als wir, mähleten sie uns aus, um mit unseren Blüten Gassen und Straßen zu schmücken. Christi Gärten füllten sie mit unseren Farben, von Haus zu Haus, von Tür zu Tür legten sie die Zeichen von Glaube, Liebe, Hoffnung, sie warteten unser und pflegten uns bis zum Sonnenuntergang.

Himmelfahrtsblumen hießen wir fortan, als Himmelfahrtsblumen kennen uns noch heute die Bewohner eines kleinen Städtchens weit, weit im Norden unseres Reiches.“

„Schmückt ihr auch heute noch Gassen und Straßen, Häuser und Türen des festlichen Städtchens?“ fragte der Dichter.

„Bis auf den heutigen Tag hat sich dieser Brauch erhalten,“ erwiderte die Blumenseele. „Auch heute noch wandert die Jugend hinaus ins freie Feld, pflückt die Blüten der Himmelfahrtsblumen und schmückt damit die Gassen und Straßen. Nimm deinen Wanderstab zur Hand und wandere gen Norden und du wirst an ein Städtchen gelangen nicht weit von der Nordsee, allda wandert am Vorabend des frohen Tages der Himmelfahrt Christi die Jugend hinaus in die Felder mit Körben und Taschen und pflückt, bis die Nacht ihre Schleier über die Erde legt. Sind Taschen und Körbe mit der blauen Pracht gefüllet bis an den Rand, dann eilet sie heim, die singende Jugend und ist frohen

Mutes und frommen Herzens, denn morgen kommt ja der Tag, wo graue steinerne Straßen mit Gärten geschmückt sind, mit Gärten voll himmelblauer Himmelfahrtsblumen, mit Gärten, darinnen die Zeichen von Glaube, Liebe und Hoffnung aus blauen, himmelblauen Blüten ausgelegt sind.

Und der Morgen kommt heran, Schlösser knarren in stillen verträumten Straßen und heraustreten leis und mit hellen sonnigen Augen hie und da ein paar Buben und Mädchen. Sie streuen schneeweißen Sand zu beiden Seiten der Treppenstufen, die zur Eingangstür leitet, sie formen ihn mit ihren Händchen zum Rechteck oder Kreis, legen mancherlei liebliche Muster da hinein, zeichnen Kreise, Quadrate, Herzen, Anker und Kreuz, die Zeichen von Liebe, Hoffnung und Glaube und wirken so ein regelrecht Teppichgärtchen vor ihre Türe. Straßauf, straßab sieht man gar bald die Jugend vor jedem Hauseingang geschäftig Teppichgärtchen legen, sie mettelteifert untereinander, denn es möchte ein jedes Haus den besten Himmelfahrtsgarten vor seiner Türe haben.

Auf diese Muster aus schneeweißem feuchten Sand legen sie alsdann die Stiefmütterchen, und noch ehe die Glocken vom Turm die Einwohner zum Gottesdienste rufen, sind die Straßen in einen einzigen großen herrlichen himmelblauen Blumengarten verwandelt. Die Stadt gleicht einem Paradiese an diesem heiligen und hohen Feiertage.

Wieder wie in jener Zeit, wo Christus aufgehoben ward und eine Wolke ihn aufnahm vor den Augen seiner Jünger und ihn einführte in den Himmel, wieder schien sich auch heute der Himmel geöffnet zu haben, um durch seine Engel der kleinen Stadt Blumen vor die Türen zu streuen.“

„Aber die Seelen dieser vielen kleinen tausend Blüten, wohin wandern sie, wenn die Blüten melken und sterben?“ fragte der Dichter. „Wohnt nicht in jeder Blüte solch eine kleine zarte Seele, wie du es bist?“

„In einer jeden von ihnen wohnt ein solches Wesen,“ antwortete die Blumenseele, „ja, wenn sie matt werden, die blauen Blümlein, wenn sie vermelkt und gestorben sind, dann nehmen ihre Seelen Abschied, fliegen aufwärts und erfüllen die Luft mit himmlischen Klängen und eilen zurück in die Einsamkeiten, woher sie gekommen. Dort warten ihrer schon die eben erblühenden aus den Knospen drängenden Blüten und nehmen sie auf, auf daß Leben, Duft und Sonnenglanz hinfort in ihnen weile.“

So leben sie weiter von Geschlecht zu Geschlecht und sterben nicht aus, denn neue Blüten warten auf ihre Seelen, so viele, wie müde, matt und alt gemordene starben während eines Tages. Wäre es anders, wie wäre wohl das Land, auf dem sie wohnen, so herrlich blau wie der Himmel, so goldig schimmernd wie der Sonne Strahlen.

Auch ich muß nun eilen, meine Zeit ist gekommen. Draußen drängt ganz heimlich ein Blümlein sich aus seiner Knospe, ich höre schon sein leises Klingen, und noch ehe der Tag erwacht, muß ich ihm Leben, Duft und Sonnenglanz geben.“

„Und fliegst du auch zu denen in der Einsamkeit?“ fragte der Dichter.

„Nein,“ sagte die Blumenseele, „die zum Leben und Blühen und Duften sich drängende Knospe steht in deinem Garten, dort wo du diese Blumen in dem Tonkrug hier pflücktest. Uns hat Gott der Herr bestimmt, die Maiengärten mit bunten Farben und süßen Düften zu erfüllen und sandte uns zum Gärtner, daß er uns pflege und marte, auf daß wir große herrliche Blüten bekommen. Und so wurden wir schön und prangen in allen Farben und es gibt kaum einen Garten im ganzen Lande, in dem wir Stiefmütterchen nicht weilen.“

Die kleine Blumenseele war durch das geöffnete Fenster in den Garten geflogen. Ein Blümlein hatte beim Sonnenaufgang Leben, Duft und Sonnenglanz empfangen. Denn die Blumenseele war in sein Herz geschlüpft und sie pochte darin und trieb ungestüm das Blut durch die feinen, ganz feinen Äderchen und es wuchs Duft darin und süßer Honig quoll hervor und lockte die Insekten.

So wanderte das kleine Seelchen von Blüte zu Blüte und wo sie in ein Stübchen kam, da erzählte sie das Märchen von den Himmelfahrtsblumen und schlüpfte wieder fort und lebt noch heute und lebt immerfort.

Der Dichter aber fuhr noch desselbigen Jahres in die Stadt und trat ein in die festlichen Straßen am Himmelfahrtstag und konnte sich nicht satt sehen an all der Pracht, an all der himmelblauen Herrlichkeit, die da vor den Türen auf den Straßen ausgebreitet lag und er schrieb ein Märchen von der Himmelfahrtsblume, den Stiefmütterchen, auf daß die Menschen es kennen lernen sollen und es gleich machen den Bewohnern der kleinen Stadt, die da heißt Esens und die da liegt im Norden ganz hart am Strande der Nordsee.

Atemlos hatten alle gelauscht. Und während sie noch still dem Schicksal des Stiefmütterchens nachsannen, reckte sich Löpenzähndchen und rief mit seinem hellen Stimmchen:

„Auch ich bin weit in der Welt herumgekommen und habe viel gesehen und erlebt.

Kennt ihr den See, den man den Elfenspiegel nennt?“

„Was ist mit ihm?“ riefen die Windgeister, denn einige von ihnen hatten ihm schon einmal einen Besuch abgestattet.

„Ich stand in einem Wiesengrund, unweit des Elfenspiegels, so heißt dieser wundersame Binnensee zwischen den Bergen und Wäldern der Alpen, dort wo diese den Wolken am nächsten sind, wohnte im Häuschen zur Glockenblume ein kleiner Elf, der so häßlich war, daß alle Bewohner des Wiesengrundes entsetzt beiseite traten, wenn sie ihn sahen. Selbst seine eigenen Geschwister mochten sich nicht mit ihm sehen lassen, und wenn sie einmal von der Mutter gezwungen wurden seiner zu warten, hingen sie den Vorhang vor das Glocken-Wieglein, so schämten sie sich seiner Häßlichkeit.



Als der Elf einige Jahre älter war, brachte ihn die Mutter, die eine zärtliche Liebe zu ihm hatte, in die Elfen-Schule, aber Lehrer und Gespielen spotteten seiner, neckten ihn, wo sie konnten, sodaß ihm jeder Augenblick des Tages zur Qual wurde. Die Mutter entschloß sich daher ihn von der Schule zu nehmen und unterrichtete ihn selbst, so gut sie konnte. Aber schon bald reichte ihre Klugheit und ihr Können nicht mehr aus, denn das Elfelein lernte schnell und begierig und hatte schon in einigen Jahren viele gelehrte Bücher durchgelesen und sich soviel Wissen angeeignet, daß er den Platz eines Gelehrten im Elfenreich hätte einnehmen können, wenn ihm nicht überall seiner Häßlichkeit wegen die Möglichkeit dazu vermehrt gemessen wäre.

Er selbst war über dieses Mißgeschick so untröstlich, daß er beschloß, in den Tod zu gehen. Und er hätte das sicherlich auch getan, wenn nicht seine Mutter, die das Elfelein herzlich liebte, wie sonst kein Kind seine Mutter zu lieben imstande ist, ihm abseits vom Elfenried des Wiesengrundes, in der Einsamkeit nieder, ein kleines Anwesen vom Vetter Enzian käuflich erworben hätte. Im Geheimen hatte sie vom Tage seiner Geburt an dafür Sorge getragen, denn sie ahnte wohl, daß dem von der Natur so schlecht Bedachten das sonst im Elfenreich so köstliche Leben schwer gemacht werden würde. Das Enzian-Häuslein war umgeben mit einem herrlichen Wiesengarten. Es lag hart am Ufer des Elfenspiegels mit einem herrlichen Ausblick in das Land der Wunderblumen, von woher bei günstigen Winden geheimnisvolle Düfte wehten, die den Wesen jenseits der Ufer, die nicht daran gewöhnt waren, quälende Kopfschmerzen verursachten und sie, wenn die Düfte sehr stark herüberkamen, in eine mehrtägige Betäubung warfen. Dahin brachte ihn die Mutter und füllte die Räume mit Speise und Trank und mit allem, was zu seiner geistigen Nahrung dienen konnte.

Bald begann der Elf hier seine Häßlichkeit zu vergessen. Er wurde im Herzen froh und glücklich; grub und pflanzte in seinem Garten, pflegte mit großer Hingabe seine Blumen und saß bei Sonnenuntergang unter seinen Büchern, die ihm, gleich seinen Blumen, liebe und kostbare Freunde waren.

Wieder brachte seit Tagen der Südwind die unbeschreiblich lieblichen Düfte von den gegenüberliegenden fernen Ufern. Dann wurde es stürmisch und kalt und die Bäume und Sträucher färbten sich rot und golden.

Der Herbst war ins Land gezogen.

An einem solchen Herbstabend, an dem der Sturm die zarten Wände des kleinen Blüthenhäusleins eindrücken wollte vor Übermut, und der Regen, wie aus Eimern gegossen, an den Scheiben niederrann, wo alle bösen Geister auf Zweiglein, Rispn, Blättern und Blüten ein tolles Spiel trieben, saß das Elfelein über seinen Büchern. Da klopfte es an der Tür und eine zarte Stimme begehrte Einlaß.

„Gib mir Obdach,“ sagte die Stimme, „ich habe die Richtung verloren.“ Da hörte ich die Geister auf den Dachblättern klappern und fand dein Haus.“ „Komm herein,“ sagte der Elf, „ruhe dich aus und mache es dir bequem.“ Und er schob einige Scheite Holz in den Kamin und als das Feuer aufglühte, entdeckte er, daß ein monniges Nixlein bei ihm zu Gaste war. Da gedachte er plötzlich seiner Häßlichkeit und trat in die dunkle Ecke des Zimmers und seine Seele bebte und wurde unruhig. Aber das Nixlein tat, als würde es seiner Häßlichkeit nicht gemahr und setzte sich in den flackernden Lichtschein, daß all seine Schönheit sichtbar ward. „Warum stehst du im Dunkeln und lägest mich im Schein des Lichtes sitzen?“ fragte die Schöne. „Ich sitze lieber im Dunkeln,“ antwortete das Elflein und sein Herz brannte wie das Blütenfeuer. „Woher kommst du des Wegs, und wohin willst du, erzähle mir,“ bat er. Und die Schöne antwortete: „Hörst du nicht was Regentropfen und Wind erzählen, ist es nicht schöner, wir hören ihnen zu?“ Und sie schwiegen und die Sprache des Wetters wurde laut und die Stürme brausten eine lange Geschichte, Blitze zuckten ein paar mal auf und sanken in die Dunkelheit.

Dann schliefen beide ein und als der graue Tag durch die blauen Fenster schlich, war die Schöne verschwunden. Im Häuslein aber lag ein köstlicher Duft, der dem Elflein fast die Besinnung nahm und er öffnete weit die Fenster. Aber gleich schloß er sie wieder, warum, das mußte er selber nicht.

Gegen Mittag, der Sturm mütete immer noch mit ungebrochener Gewalt und die Geister hatten sich trotz der Tageshelle noch nicht verkrochen, klopfte es abermals an die Tür. „Laß mich ein Weilchen rasten, ich bin des langen Weges müde und habe Hunger,“ klang ein liebliches Stimmchen. „Tritt herein“, rief das Elflein, und setze dich nieder, ich bereite derweil Speis und Trank.“ Und er machte sich zu schaffen. Und wieder fiel ihm seine Häßlichkeit ein und er dachte nach, wie er es verhindern könne, dem holden Gast unter die Augen zu treten, und es mährte lange, ehe er erschien.

„Hast du das Essen noch nicht bereitet?“ fragte die Liebliche. Die Zeit vergeht schneller als mein Aufenthalt unter deinem Dache, ich muß mich eilen, um mit der Dämmerung am Ziel zu sein.“ Der Elf reichte den duftenden Honig, den Bienen ihm zugetragen hatten durch die Türspalte, und als ihre Hände das Schälchen hielten, verandelte sich der Honig in leuchtende Blumen. Die dufteten süß und betäubend und das Elflein fiel, vom dem Duft übermächtig, in einen tiefen Schlaf, aus dem es erst erwachte, als die dunkle Nacht ins Fenster schaute und am Himmel der Vollmond stand. Er trat in den Garten und sah, daß der Sturm alles vernichtet hatte, die Bäume und Blumen waren zerzaust. Darüber wurde er sehr traurig, der Schlaf floh ihn und unruhig lag er die ganze Nacht. Als es Morgen wurde schlief er ein und hatte einen munderpollen Traum von den beiden Nixlein und den

Blumen, und als er erwachte, fragte er sich,
was das Schönste war

von den dreien, die Blumenschüssel mit den mundersamen Blumen,
die erste oder die zweite Maid, und er fand, daß die erste, die stille
saß und schmiegt, die schönste war. Da überkam ihn eine große Sehn-
sucht und er seufzte tief.

Er trat aus der Tür in die sonnige Wiese, und als er den mit zer-
brochenen Aesten und zerzausten Blüten übersäten Weg zum Elfenspiegel
hinunterschritt, bemerkte er, daß ein goldener Kahn am Ufer eben an
legen wollte. Darin stand ein in ein goldgelbes Gewand gehülltes
Nixlein, das einen Strauß blutroter, gelber und blauer Blumen im Arm,
fest gegen das Herz gepreßt hielt.

Eilig floh der Elf vor der anmutigen Schönheit, denn wieder wurde
er seiner Häßlichkeit eingedenk, und als er in seinem Zimmer angelangt
war, fiel er auf die Knie und meinte bitterlich. Da legte sich sanft
eine Hand auf seine Schulter und eine zarte Stimme sprach: „Warum
meinst du?“ Und das Elflein hob den Kopf und sah, daß ihm die
holdselige Jungfrau gefolgt war, und er wandte sich ab und sagte
leise: „Muß ich nicht meinen über mein Mißgeschick? Ich bin der häß-
lichste Elf, den die Erde trägt. Die Gespielen verstoßen und verhöhnen
mich, und nun ich sie geflohen bin, um unter Blumen glücklich zu sein,
mit ihnen mich zu freuen und für sie zu arbeiten, kommt die Schönheit
über meine Schwelle, zum dritten Male schon, und ich darf mich ihr
nicht zeigen, denn sie würde entsetzt aus meinem Häuslein fliehen.“

Da sprach die Schöne: „Meine Königin hat mich zu dir gesandt,
dir Dank zu sagen, daß du sie gastlich aufnimmst in der Gespenster-
nacht und ihre erstarrten Glieder wärmtest. Auch ihre Dienerin labtest
du tags darauf mit köstlicher Speise. Nimm diesen Strauß, sie schickt
ihn dir, als Gruß aus dem Reich der Wunderblumen, in ihm lebt die
Wunderkraft des Frühlings, ewige Schönheit und Jugend.“

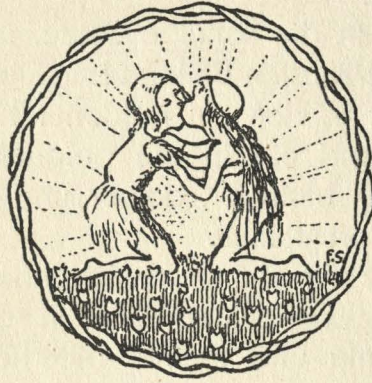
Leise ging sie, wie sie gekommen, und als der Jüngling tief den
mundersamen Duft der Blumen atmete, kam eine himmlische Ruhe über
ihn und sein Kummer wandelte sich in Glückseligkeit. Er eilte zum
Elfenspiegel, um der Lieblichen einen Dank nachzurufen. Sie aber war
verschwunden, nicht einmal leise Wellenlinien verrieten die Spur ihres
Kahnes, die Wasserfläche war spiegelblank.

Leise enttäuscht beugte der Elf sich über das Wasser. Da erblickte
er sein Antlitz und erkannte, daß seine Häßlichkeit verschwunden war.
Die Wunderblumen hatten ihm von ihrer Schönheit und Jugend ge-
geben.

Als bald aber war Hochzeit im kleinen Enzian-Häuslein. Woher
die holde Frau gekommen war, mußte keiner, der glückliche Elf selber
nicht. Sie stand an einem Frühlingsmorgen im Wiesengarten zwischen
den hunderttausend duftenden Blumen, breitete die Arme und rief:
„Mache mich zu deiner Gemahlin, ich bin die Schwester all der Blumen

hier und will dein Leben köstlich machen und Schönheit hineintragen bis in alle Ewigkeit.“

Nun steht noch heute das Enzian-Häuslein am Elfenspiegel und aus dem einen wurden ihrer viele, die mit geöffneten blauen Fensterlein in die Sonne schauen.



„Wie schön, daß es dem Elfein so gut ergangen ist“ riefen die Gräser und Glockenblumen rund umher, und die Windgeister tanzten lustig vor lauter Freude.

„Still“, rief da Frau Goldmeide.

„Seht, da kommen Kinder der Menschen.“

„Was wollen sie?“ flüsterte es ängstlich rings im Kreise.

„Ihr müßt nicht bange sein,“ sprach beruhigend Frau Weide. „Sie kommen, einige von euch zu holen, auf daß ihr ihre Wohnungen, ihre Heime und Stübchen verschönt und mit eurer Farbe und euern Duft bereichert, damit die Menschen Freude haben. – Gehet mit ihnen, seid aufmerksam und geduldig, seid fröhlich und gebt, was in euren Kräften steht, denn der Herr des Himmels Gartens wünscht, daß alles dienet einander.“

Da merkte das Löwenzähndchen, daß seine Zeit des Wartens hier nun um war und Gott der Herr ihn rief zu neuem Erleben.

Und die Kinder kamen und bereinten voll Freude die Blütenkinder zu einem Riesenstrauß.

„Wohin wir wohl kommen,“ flüsterten sie untereinander, und ließen sich voll Zuversicht forttragen.

Die Nacht kam und verging und in früher Morgenstunde, so schon die Marktfrauen auf den Plätzen und Straßen stehen, um ihre Gemüse, Eier, Hähnchen und Blumen auszukramen, und sie alsdann feil halten, so nur die Arbeiter schlaftrunken und müde dem Tagwerk nachgehen, standen sie in großen und kleinen Körben unter einem Brückenbogen mit allerlei Blumen eng und fest aneinandergedrückt und lugten neugierig – so neugierig, wie Blumen nun einmal sein können – in den hellen Morgen. „Mich soll nur munden, wann wir heute aus unserer Bedrängnis erlöst werden. Es sieht garnicht darnach aus, als ob jemand uns mitnehmen will,“ klang es zart aus einem



meidengeflochtenen Korb. Dann lachte es irgendwo hell auf und wurde wieder still, denn eben kamen von der Brücke her ein Paar weiße Strümpfe in spiegelblanken Schuhen gegangen. Trippelten hin und her, blieben stehen, traten zurück und wieder vor und knickten ein wenig vorüber, als machten sie eine artige Verbeugung. Im selben Augenblick wurde ein Bündel prachtvoller Stockrosen aus dem Korb in die Höhe gezogen. „Ach,“ hörten die aus ihrer Enge und Bedrängnis etwas Erlösten, „nicht so schnell, es ist ja gerade, als säße man in einer Schaukel, mir geht der Atem aus, mir auch, mir auch, mir auch.“ Dann raschelte so etwas wie Papier über ihren Köpfchen und die weißen Strümpfe in den spiegelblanken Schuhen trippelten weiter. „Ein richtiger Spiegel,“ meinte die Lilie, „wie schön ich bin.“

Da kicherte es wieder in den Körben und es wurde ein Lachen daraus hell und silberfein. „Nanu,“ brummte die alte Marktfrau und sah sich um. – Und Strauß um Strauß nahm Abschied und auch ein schmucker Feldblumenstrauß wurde von irgend jemand aufgehoben. „Von einer feinen Frau,“ meinte die Skabiose. „Ich habe kleine weiße Finger gesehen mit vielen goldenen Reifen drum, mit Tautropfen darauf, die Feuer sprühten.“

„Tautropfen können kein Feuer sprühen, ihr seid dumm und einfältig.“ Ein Sonnenstrahl war es, ein eitler kleiner Sonnenstrahl, der den funkelnden Stein an der schlanken Frauenhand zu seinem Spiegel nahm. „Aber ich sah es deutlich,“ flüsterte eine Glockenblume, „die werden es gut haben bei der feinen Dame.“

Dann wurde es Mittag und die Straßenfeger kamen mit Gießkannen und Besen, sprengten die Straßen und es staubte fürchterlich und die leeren Körbe wurden auf einen Wagen gepackt und polterten davon.

All die vielen Blumen, die an jenem Morgen so froh und innig vereint unter dem Brückenbogen standen, erlebten in fremden Räumen, bei fremden Menschen eine glückliche Zeit. Glücklich mußten sie ja auch sein, denn sie erhielten den besten Platz am Tisch, mochten im schönsten Zimmer und bekamen viel und immer frisches Wasser, wenn sie durstig waren. Zu all der Glückseligkeit kam hinzu, daß hin und wieder eine zarte Hand sie streichelte und sie weich und liebevoll zurechtrückte, wenn es ihnen unbequem wurde.

Und an Sonnenstrahlen, die so merkwürdig und geschwind aus der Zimmerdecke, aus dem Klavier, oder aus einem Korb mit einem langen Stiel geschossen kamen, und dann ebenso schnell wieder verschwanden, fehlte es auch nicht. Das gab ein fröhliches Haschespiel, und ein Spaß war es erst, wenn aus einer Kommode, auf der eine schwarze Scheibe im Kreise tanzte, plötzlich menschliche Stimmen und seltsam lustige und ernste Melodien herausgezaubert wurden. So gab's wahrlich viel zu sehen, zu hören und zu staunen, und die Zeit wurde ihnen gar nicht lang. „Was die Menschen aber auch alles möglich machen!“

Aber ein Blumenleben in Schönheit und Glückseligkeit währt nicht lang und vollends ein Blumenstrauß lebt nur eine kurze Zeit.

So erging es auch den Blumen vom Brückenbogen, und als sie alt und müde waren, wanderten sie vom besten Zimmer in einen großen schwarzen Eimer mit Eierschalen, Knochen, spitzen Scherben und Lumpen und wurden mit Ruß und Asche bedeckt. Eine tiefe Ohnmacht umfing da diese zarten Wesen, das war zuviel für sie.

Als sie erwachten, war es hell ringsum. „Wo bin ich?“ rief die Stockrose, blickte um sich und sah, daß sie über und über mit Asche bedeckt war. Sie lag auf einem Müllhaufen draußen vor der Stadt, dort, wo die Menschen die Angewohnheit haben, alle Schönheit zu zerstören. Sie seufzte, meinte bitterlich und rief: „Nun geht es mit mir zu Ende, fände ich nur eine meiner Freundinnen, wie würde ich glücklich sein.“ „Stockrose, bist du's?“ rief eine Stimme. „Wer bist du und wo bist du,“ antwortete die erschrockene Stockrose. „Ich bin die Kornblume, ich die Marguerite, die Glockenblume bin ich, ich das Zittergras, und der Löwenzahn.“ So rief es. „Wir liegen unter schwarzem Ruß und müssen schier ersticken.“

Dann wurde es Nacht und ein toller Regen wusch die Wege und Dämme aus, wälzte die Kieselsteine kopfüber in den Graben und machte aus dem Rinnsal einen reißenden Strom. Der hatte auch die Asche und den Ruß von den Blumen gespült, die nun rein und sauber auf einen Berg von Schlacken lagen, und die Sonne schien ihnen ins Gesicht und die Luft erfüllte ein köstlicher erfrischender Duft, so daß ihnen die alte Lebensfreude wiederkehrte.

„Kommt, Schwestern, laßt uns die letzten Stunden unseres Lebens in Frieden und Dankbarkeit verbringen. Wir sind alt geworden und unsere Seelen wollen in die Heimat wandern,“ sprach die Stockrose.

„In die Heimat, in die Heimat,“ rief die Kornblume, und Kindheitserinnerungen wurden wach und sie erzählte: „Einst kamen kleine Engel auf den Wolken daher und trieben allerlei Kurzweil. Da schnitt einer ein Stück aus dem blauen Himmelszelt, schnitzte Sternchen daraus und ließ sie zur Erde flattern. Lauter Blumen wurden's da und weil sie in ein Kornfeld fielen, nannten die Menschen sie Kornblumen und liebten sie sehr. „Das blaue Himmelszelt hoch über uns ist mein Heimatland,“ und froh schaute die Kornblume zum leuchtenden Himmel auf.

„Und du?“ fragte die Stockrose zur Marguerite gemandt. „Unsere Urmutter hat so ein kleiner Wicht vom schwarzen Tuch des Nachthimmels abgetrennt. Lange Monate dauerte es, bis sie die Erde erreichte und als sie ankam, blies der ungestüme Wind sie auf einen frischgepflügten Acker. Dort lag sie viele Tage und Nächte und als die Sonne aufging, wurde sie zur Blume, trug viele hundert Blüten und schmückt die Wiesen und Äcker seitdem mit ihren weißen Sternen. Und fröhliche Mädchen

kommen, liebe Prinzessinnen, stecken heimlich den Kopf in unsere Blüten und lesen aus unseren Strahlen von Lieb und Treue des Allerschönsten.

„Die Lieblinge eines Kaisers waren mir dereinst,“ rief die Kornblume dazwischen, denn ihrer Eitelkeit schmeichelte das.

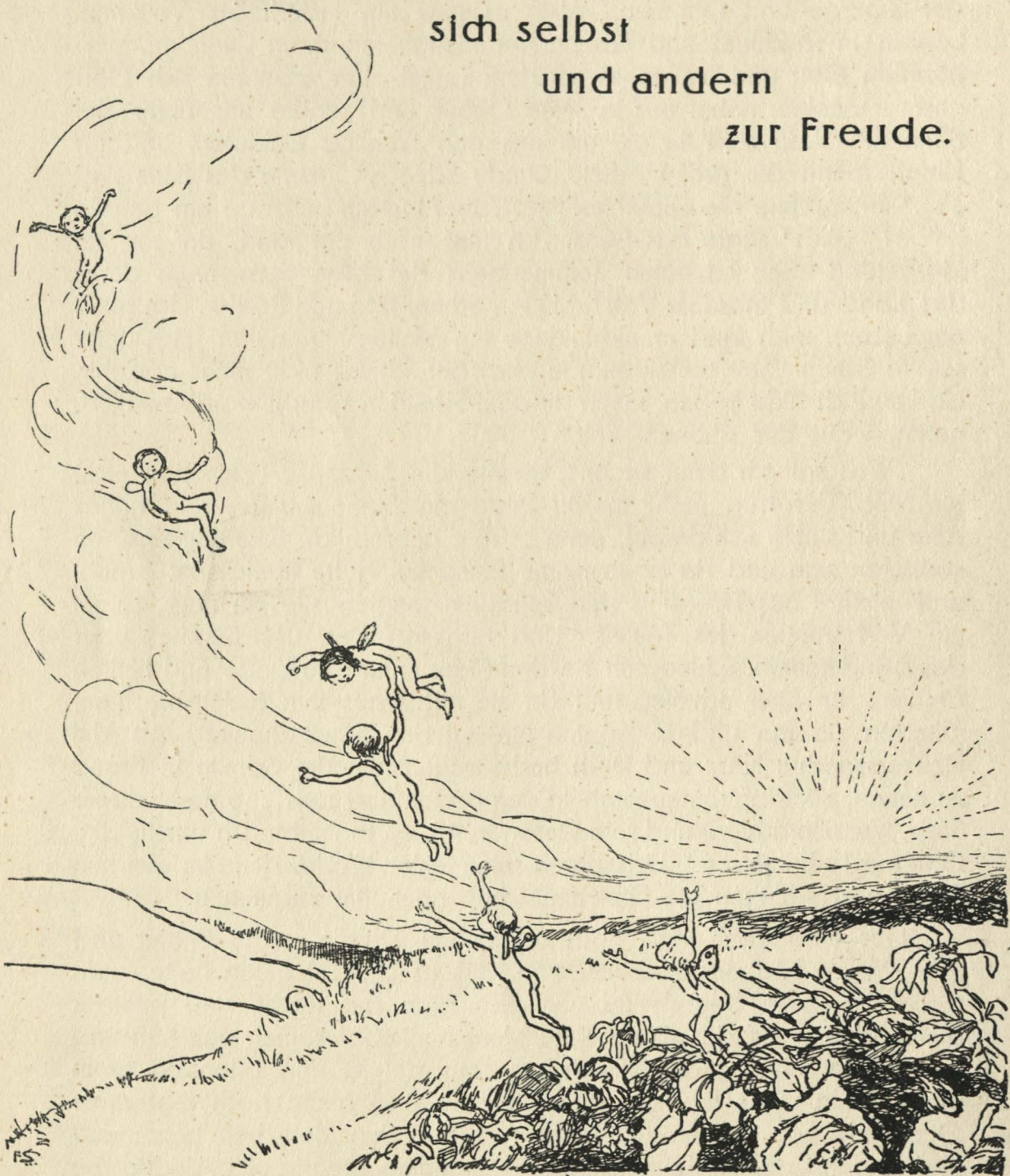
„Und woher kommst du, Glockenblume?“ fragte die Stockrose. „Unsere Vorfahren läuteten einst in grauer Vorzeit in den Kirchtürmen der Zwerge und Gnomen. Aber es war ein lasterhaftes Völkchen. Lebten in Reichtum und Übermut, verleugneten ihren Glauben, verhöhnten Gott und hielten es mit dem Teufel. Da erbarmte sich Gott unserer Seelen, nahm uns in seine Obhut und sandte uns unter die Blumen.“ Also seid ihr es, die uns den Frühling einläuten, und ihr klingt, wenn die große Scheidestunde schlägt,“ meinte das Zittergras. „Ja,“ antwortete die Glockenblume, „aber warum bebst du am ganzen Leibe?“ „Ach“ sagte das Gras, „ich war noch ein Kind, da zog im Morgentau eines schühlen Sommertages der böse Sensemann durch das Land und mordete Vater, Mutter, Schwestern und Brüder. Ich blieb am Leben, mich fand er nicht, denn ein Meilenstein nahm mich unter seinen Schutz. Seit dieser Stunde mich der Schreck nicht mehr von mir. Und soll ich nicht beben, wenn ihr vom Scheiden sprecht, vom Abschiednehmen aus der schönen Welt.“

„Was soll ich denn sagen“, meinte die Stockrose. „Ich war einst ein Stab, den trug wohl fünfzig Jahre ein Mann bis an sein hohes Alter und stützte sich darauf, denn er war gebrechlich. Die Mitmenschen spotteten sein und da er in seiner einsamen Hütte mancherlei braute und mischte aus Tier- und Pflanzensäften, sagten sie ihm nach, er sei ein Verbündeter des Teufels. Und als einst Pest und Seuchen über das Land kamen, schleppten sie den Greis unter eine Linde und hielten Gericht. Er aber schwieg und da sie nichts aus ihm herausbrachten, folterten sie ihn und schleppten ihn auf den Scheiterhaufen. Als die Henkersknechte Harz und Pech herbeitrugen, um die Scheite in Brand zu setzen, stieß er seinen Stab in den Boden und rief: „So wahr dieser Stab Wurzeln schlägt und rote Rosen treibt, so wahr bin ich unschuldig, Gott wird's beweisen.“ Das waren seine letzten Worte, denn im gleichen Augenblick schlugen die Flammen schon über ihm zusammen.

Der Stab aber trieb noch zur selben Stunde grüne Blätter und rote Rosen, und das Volk erkannte, daß es Unrecht getan hatte, sammelte die Asche, begrub sie vor dem Turm der Kirche und pflanzte die Stockrose auf das Grab. Die Menschen aber kamen von nah und fern sie zu sehen, pflückten sich ein Reis davon und pflanzten es in ihre Gärten. Das war in grauer Vorzeit und heute noch lebt mein Geschlecht von Garten zu Garten fort, von den Menschen bewundert und verehrt. Das Löwenzähnen schwieg traurig still, dachte an das Knickreich, an seine Gespielen dort.

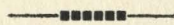
Und alle sannen der Güte Gottes nach. Da läutete es silberfein,
und ein leises Beben wurde vernehmlich. Sechs Seelen flogen in
den goldenen Abendhimmel, das Heimatland nahm sie auf. Nur ihre
Gewänder, die Erdenstaub trugen, blieben zurück, und unter Schutt
und Scherben wurden sie längst selber zur Erde, um in ihren Samen-
kindlein immer und immer aufs neue zu erstehen,

sich selbst
und andern
zur Freude.





Schneeglöckchen läuten den Frühling ein.



Der Blumen Erwachen.



Als Gegenstück zum Blumenmärchen

„Luftibus Löwenzahn“

gehört in gleicher Ausstattung und Größe und zum selben Preise das
Tiermärchen von Dr. Rudolf Rinkefeil

„Schlierlei“

Eines Schneckenkindes Leben und Abenteuer

Mit 12 farbigen Kunsttafeln und vielen im Text eingestreuten
Zeichnungen von Franziska Schenkel





